

Roman Carus

MEIN VATER, DER PAPST

*Ein Fall für
Questore Bustamante*

KNECHT 
FRANKFURT AM MAIN

Der Autor erklärt:

Erstens: Alle Personen, Handlungsabläufe und Zustandsberichte dieses Romans sind (mit Ausnahme der Erwähnung des wirklich guten Gasthofes „Da Romano“ in Vallepietra) völlig frei erfunden. Sollte man gleichwohl in diesem oder jenem Punkt Ähnlichkeiten oder Parallelen zur tatsächlichen Wirklichkeit feststellen, so sind diese kaum zufällig, sondern angesichts der immer gleichbleibenden *condition humaine* wohl zwangsläufig.

Zweitens: Der Roman ist aus einer großen Liebe zur Kirche geschrieben. Der Autor befürchtet nur, daß manch einer dies gar nicht wahrnimmt. Der Autor ist aber bereit (und der Leser eingeladen), über die Gründe dafür nachzугrübeln.

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten

© Verlag Josef Knecht in der Verlag Karl Alber GmbH 2006

Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe 2006

www.fgb.de

Gesamtgestaltung und Konzeption:

Weiß – Grafik & Buchgestaltung, Freiburg

Illustrationen: Hans G. Weigel, Freiburg

Umschlagbild: © Fratelli Alinari Museum of the History of Photography, Florence

ISBN: 978-3-7820-3003-8

INHALT

<i>Die Vorgeschichte: Ein Brief</i>	7
<i>Die Untersuchung I</i>	45
<i>Ein Gespräch</i>	87
<i>Die Untersuchung II</i>	101
<i>Zwei Gespräche</i>	117
<i>Die Untersuchung III</i>	135
<i>Sackgassen</i>	151
<i>Das Konklave und die Folgen</i>	177



DIE VORGESCHICHTE:

EIN BRIEF

Tobias Winckler

*z. Zt. Krankenabteilung der
Haftanstalt «Regina Coeli»
ROM*

Nacht vom

30. Juni/1. Juli

Sehr geehrter Commissario,

bei den Verhören des vergangenen Tages, die kein Ende nehmen wollten, gewann ich den Eindruck, daß Sie der einzige waren, der mir Glauben schenkte und sich von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugen ließ. Deshalb schreibe ich gerade Ihnen und nur Ihnen. Jetzt in der Nacht komme ich zwar endlich ein wenig zur Ruhe und Besinnung, aber kann doch nicht schlafen angesichts der schrecklichen Ereignisse.

Der «Commissario» Bustamante hielt mit dem Lesen des äußerst umfangreichen Briefes, der da gerade auf seinem Schreibtisch gelandet war, inne. Abgesehen davon, daß er wieder einmal, wie so oft, mit falschem Titel angeredet

wurde – schließlich war er nicht einfacher «Commissario», sondern «Vicequestore für besondere Angelegenheiten»^{*} –, es regte ihn irgendwie die Unterstellung auf, er würde jemandem «Glauben schenken». Ausgerechnet er, der buchstäblich an nichts glaubte? Da war wohl, wie nicht selten, jemand wieder auf ihn hereingefallen!

Er verdankte seine steile Karriere nicht zuletzt seiner sagenhaften Fähigkeit, im Umgang mit Menschen, vor allem auch im Verhör, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen, sich in dieser Stimmung Zugang zu den Delinquenten zu eröffnen und auf zunächst harmlos erscheinende Weise die passenden (Fang-)Fragen zu stellen. Irgendwann schlug dann meist die Falle zu, und schon konnte er wieder einen Erfolg verbuchen.

Vertrauen strahlte nicht nur seine sanfte, warme, leise, manchmal fast unsicher wirkende Stimme aus; vertrauenerweckend war seine ganze Erscheinung: klein, gedrungen, ein wenig übergewichtig, ein Pykniker eben, mit dem selbstzufriedenen und lebensfrohen Gesicht eines *bon vivant*. Im Gegensatz zur Pracht eines fülligen Schnurrbarts und mächtiger, buschiger Augenbrauen war der Kopf von einer fettig glänzenden Glatze gekrönt, welche die Stirn zu verlängern schien. So stellte sich der bekannte Effekt des «Kindchenschemas» ein: Sympathie und Zu-

* Der italienische «Questore» entspricht an sich dem deutschen Polizeipräsidenten. Als «Vicequestore für besondere Angelegenheiten» war Bustamante aber nicht Stellvertreter des römischen Polizeichefs, er gehörte nicht einmal zu dessen Behörde, sondern trug als selbständiger, dem Justizministerium zugeordneter Abteilungsleiter, dem eine Reihe von Kommissaren unterstellt waren, diese Bezeichnung nur als Amtstitel. Natürlich wurde er im offiziellen Umgang mit «Questore» angeredet.

wendung richteten sich geradezu wie von selbst auf ihn. Die Oberlippe war ein wenig zu schmal, man hatte gar den Eindruck: zu kurz, um den Mund ganz zu verschließen, so daß dieser inmitten zahlreicher Lachfalten meist zu einer kleinen Rundung geöffnet war und den Eindruck erweckte, der Questore tröte oder pfeife ständig fröhlich vor sich hin.

Das Kinn ging übergangslos in den leicht aufgedunsenen, von einer nicht mehr ganz sauberen Fliege geschmückten Hals über, so daß man meinen konnte, der Kopf schließe sich ohne Hals gleich an den Oberkörper an. Man sah sogleich: der Questore war weder ein Verächter üppigen Essens noch ausgiebigen Trinkens. Letzteres bezeugten jedem aufmerksamen Beobachter die feinen Äderchen an der leicht angeröteten Nase. Alles in allem ein Typ, den man eher an Stammtischen und bei feuchtfröhlichen Familienfeiern zu treffen erwartete als in einer der leitenden Abteilungen des Justizministeriums.

Und doch konnte man bei nachhaltiger Beobachtung durchaus darauf kommen, daß fast alles, was sich dem ersten Eindruck darbot, pure Staffage war und man in Bustamante durchaus keinen – wie man in Italien zu sagen pflegt – harmlosen «simpaticone» vor sich hatte. Denn die Augenbrauen waren einen Millimeter zu weit skeptisch nach oben gebogen, die in der Mitte leicht geöffneten Lippen seitwärts in den Mundwinkeln meist aufeinander gepreßt, und die zunächst so sanft und warmherzig erscheinenden Augen waren hellwach und warfen von Zeit zu Zeit Blitze messerscharfer Blicke aus sich heraus. Wenn dann noch seine leise Stimme sarkastisch wurde, wußten seine Mitarbeiter: Die Katze holte zum tödlichen Hieb gegen die Maus aus.

Er also habe sich von der «Wahrheit» dieses jungen Deutschen, der da vorgestern Abend auf gräßliche Weise den Papst umgebracht hatte und dies energisch abstritt, überzeugen lassen?

«Wahrheit», was soll das überhaupt sein? Ihm gefiel das Diktum eines früheren bekannten Politikers: Es gibt 1. die «Wahrheit», 2. die «reine Wahrheit» und 3. «nichts als die Wahrheit». Doch gab es für Bustamante noch unzählige andere Möglichkeiten, etwa: die Wahrheit, wie sie aus meiner bzw. deiner Sicht aussieht, die Wahrheit, wie ich sie gern hätte und mir erträume, die Wahrheit, wie der andere sie sich wünscht, die Wahrheit, die nützlich ist, die Wahrheit, die nur für Idealisten taugt, die Wahrheit, für die man bezahlt wird usw. usw.

Was für eine «Wahrheit» wird ihm in diesem dickleibigen Brief jetzt der junge Mann verkaufen? Selbstzufrieden nahm er nochmals den ersten Satz des Briefes zur Kenntnis: «Bei den Verhören des vergangenen Tages, die kein Ende nehmen wollten, gewann ich den Eindruck, daß Sie der einzige waren...» – «Der einzige! Na bitte!» Aber jetzt las er weiter:

Weshalb ich überhaupt schreibe, werden Sie sich vielleicht fragen. Nun, ich möchte Ihnen einfach die Vorgeschichte des Geschehenen im Zusammenhang erzählen, ohne von den Fragen der verhörenden Beamten ständig unterbrochen zu werden. Zudem hatten mich die wahnsinnigen Kopfschmerzen meiner Gehirnerschütterung daran gehindert, alles so klarzulegen, wie es wirklich war und wie ich es darstellen wollte. Vor allem aber: Ich möchte mir all die schrecklichen Vorkommnisse, die mein Leben kaputt gemacht haben und es wohl nie wieder zur Ruhe kommen lassen, von der Seele schreiben.

Einen Vater habe ich nie gekannt. Ich wuchs allein bei meiner Mutter auf, die sich als Sekretärin an der Zentrale des Deutschen Caritasverbands in Freiburg ihr Geld – wenig genug! – verdiente. Als ich in den Kindergarten kam, wurde mir zum ersten Mal bewußt, daß ich ohne Vater, ja ohne jede männliche Bezugsperson aufwuchs. Die anderen Kinder konnten, wenn sie schon keinen Vater hatten, wenigstens einen «Onkel» oder einen «Fred» oder «Alex» vorweisen oder wie sonst die Freunde ihrer Mutter hießen. Ich aber hatte niemanden, sieht man einmal vom Großvater ab, den ich ein-, zweimal im Jahr zusammen mit meiner Mutter besuchte, der aber keinen nennenswerten Eindruck auf mich machte. Irgendwann zu Beginn der Kindergartenzeit muß ich dann wohl gefragt haben:

«Habe ich eigentlich keinen Vater?»

Und die Mutter entgegnete sinngemäß: «Doch! Aber er mußte weit fortreisen!»

«Und wann kommt er wieder?»

«Er wird nicht wiederkommen; er hat ganz wichtige andere Dinge zu tun.»

«Hat er Dich und mich denn nicht lieb?»

«Doch, aber das, was er jetzt tut, ist so wichtig, daß er von uns weggehen mußte und nicht wiederkommen kann!»

Zu Beginn meiner Schulzeit und in der Folgezeit nahm ich dann nach und nach wahr, daß ich den Familiennamen meiner Mutter trug, daß im Familien- und Taufregister kein Name eines Vaters eingetragen stand so wenig wie die Trauung meiner Mutter, die auch mein Vormund war. Immer wieder fragte ich sie nach meinem Vater:

«Wie hieß denn mein Vater? Wie sah er aus, welchen Beruf hatte er, was hat er gesagt, als ich zur Welt kam, warum habt ihr nicht geheiratet usw.?»

Und auch immer wieder die Frage: «Warum ist er weggegangen, wo ist er jetzt, kann ich ihn nicht einmal sehen?»

Doch die Antworten der Mutter gingen nie über das hinaus, was sie mir schon als Kleinkind gesagt hatte. Und auch die Großeltern brummelten, wenn sie diesbezüglich gefragt wurden, nur über die Fragen hinweg.

Die Frage nach dem Vater ging mir nie aus dem Kopf. Obwohl meine Mutter rührend um mich besorgt war und für mich jedes Opfer, auch jedes finanzielle Opfer auf sich nahm, wurde mein Verhältnis zu ihr immer schlechter. Als ich so um die 14, 15 Jahre alt war, hielt ich es zu Hause in der engen Mutter-Sohn-Beziehung einfach nicht mehr aus. Gern suchte ich zum Spielen, zur Erledigung der Schulaufgaben und zum Musizieren (ich spielte einigermaßen leidlich sieben Instrumente) Mitschüler auf, die eine Reihe von Geschwistern und einen richtigen Vater hatten und wo ich mich irgendwie in den Kreis ihrer Familie einbezogen fühlte.

Commissario, ich habe am eigenen Leib erfahren – *erfahren!* –, worüber Psychologen und Pädagogen sich in ihren dreimal-scheißklugen Büchern auslassen, daß Kinder beide Eltern brauchen und daß man ohne Vater nicht richtig zu sich selbst findet. Bei mir fiel der Vater ganz, aber auch ganz aus. Er war nicht vorhanden. Er wurde einfach totgeschwiegen, er war ersatzlos gestrichen. Die Folgen waren schlimm: Vermutlich ist mein Leben eine ideale Fundgrube zur Bestätigung psychologischer Entwicklungstheorien. Ich hatte (sieht man von einigen guten Lehrern ab) niemanden, an dem ich meinen Willen hätte ausprobieren und meine Ideen korrigieren lassen können, niemanden, an dem ich mich für mein Mannsein orientieren konnte. Niemand stand mir in der Verworrenheit der ersten sexuellen Erfah-

rungen bei. Auch die Tatsache, daß ich schwul bin – was mir allerdings erst später, kurz vor dem Abitur, aufging – führe ich darauf zurück, daß mir der Vater fehlte und eine sehr enge Mutterbeziehung mich allzulange geprägt hat.

Immer mehr wuchs in mir die Wut, daß die Mutter mir jede Auskunft über den Vater schuldig blieb. Sie blockte einfach ab. Meine Fragen wurden nicht beantwortet. Wenn ich nachbohrte, wurde ihr Gesicht steinern, und sie schwieg. Sie schwieg ganz einfach! Eines Tage, ich muß so ungefähr siebzehn Jahre alt gewesen sein, mußte meine Mutter aus beruflichen Gründen für einige Tage verreisen (sie hatte auf irgendeiner Generalversammlung das Protokoll zu erstellen). Diese Gelegenheit nahm ich wahr, um die ganze Wohnung, vor allem aber die privaten Schubladen, Handtaschen und Briefordner meiner Mutter, auf den Kopf zu stellen. Natürlich hoffte ich, Hinweise auf meinen Vater zu finden. Das Ergebnis war Null Komma Null. Meine Enttäuschung und Erbitterung waren grenzenlos. Und darum: Als meine Mutter zurückkehrte und wohl an einigen Kleinigkeiten feststellte, daß ich in ihren Sachen gewühlt hatte und sie mir deswegen Vorwürfe machte, explodierte ich in einer Weise, die ich selbst vorher nicht für möglich gehalten hätte und die mich vor mir selbst erschrecken ließ. Ich brüllte sie an, schmiß das Porzellan vom gedeckten Tisch auf den Boden, so daß es mit lautem Getöse zerbrach, stampfte mit den Füßen im ganzen Zimmer herum, hämmerte mit der Faust auf den Tisch und schrie bei dem ganzen Krach:

«Ich will endlich wissen, wer mein Vater ist, verdammt noch mal, verdammt noch mal! Ich habe ein Recht darauf. Ich laß mich nicht mehr mit ein paar vagen, dummen Worten abspeisen! Ich mach das Spiel nicht mehr mit! Ich will es wissen, jetzt, sofort!»

Statt daß sich wie gewöhnlich, wenn ich nach meinem Vater fragte, das Gesicht meiner Mutter verfinsterte und versteinerte, fing sie diesmal bitterlich zu weinen an. Auch sie hatte mich noch niemals so erlebt und war fürchterlich erschrocken. Und dann sagte sie etwas, was für den weiteren Gang der Ereignisse ganz wichtig wurde, etwas, was sie in dieser Weise so noch niemals gesagt hatte. Sinngemäß habe ich es folgendermaßen in Erinnerung:

«Ich kann und darf Dir nicht sagen, wer Dein Vater ist. Ich habe es ihm in einem heiligen Versprechen zugesagt. [«Heilig» sagte sie tatsächlich!]. Er ist etwas ganz, ganz Hohes mit einer ganz, ganz wichtigen Aufgabe. Würdest Du jetzt in sein Leben treten, könnte er diese Aufgabe nicht mehr so erfüllen. Und selbst wenn Du mir versprechen würdest, nie in das Leben Deines Vaters einzutreten, wenn Du einfach nur wissen willst, wer er ist, so wärest Du damit überfordert. Das Wissen allein würde Dich noch unglücklicher machen, als Du jetzt schon bist. Und noch einmal: Ich kann und darf es Dir nicht sagen; ich bin durch ein Versprechen gebunden.»

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich darauf reagiert habe und wie sich das Verhältnis zu meiner Mutter danach irgendwie wieder eingerenkt hat. Geblieben ist mir nur die klare Einsicht: Es ist zwecklos! Von meiner Mutter werde ich nie etwas erfahren! So beschloß ich, auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen. Irgendwie mußte mein Vater ja im Leben der Mutter vorgekommen sein, damals, als ich gezeugt wurde.

Von ihren früheren Erzählungen her wußte ich, daß sie vor ihrer Arbeit bei der Caritas in verschiedenen Pfarreien als Gemeindereferentin, eine Art von «Seelsorgehelferin», tätig gewesen war. Ich hatte mich nie sehr für Einzelheiten

interessiert, ging nun aber die Sache strategisch an. Zunächst einmal ließ ich einige Wochen nach der geschilderten «Explosion» verstreichen, brachte dann mal bei irgendeinem Essen «rein zufällig» die Rede auf die heutige Tätigkeit von Gemeindereferentinnen und fragte in diesem Zusammenhang so unbetont und unschuldig, wie ich nur konnte:

«In welchen Pfarreien warst Du eigentlich früher tätig?»

«In verschiedenen!»

«Zum Beispiel?»

«Zum Beispiel in Dülmen und Havixbeck.»

Havixbeck! Irgend etwas löste diese Ortsangabe in mir aus. Ich kannte den Ort nicht, hatte ihn aber schon in irgendeinem Zusammenhang gehört. Was war das nur?

«Havixbeck? Wo liegt das?»

«Genau wie Dülmen in Norddeutschland, in der Diözese Münster. Übrigens ganz in der Nähe von Münster. Ich war damals von der Diözese dort angestellt.»

«Und warum bist Du von da weg?»

«Nun, Du warst «unterwegs», und da bin ich zu meinen Eltern umgesiedelt, die waren mittlerweile in die Nähe von Freiburg gezogen, als Opa in vorzeitige Pension ging; und von da aus bin ich dann später als Sekretärin an die Zentrale des Deutschen Caritasverbandes gekommen.»

Die Ortsangabe Havixbeck ließ mich nicht in Ruhe. Wo hatte ich den Namen schon einmal gehört? Ich suchte nach Informationen im Internet. Und da fand ich jene Angabe, die alles weitere in Gang setzte. Unter der Rubrik «Kirchliche Informationen» fand ich:

«Pfarrkirche St. Dionysius. Hier lebte und wirkte zwei Jahre lang der derzeitige Heilige Vater Johannes XXIV., der als italienischer Diözesanpriester des Erzbistums Florenz an die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität

Münster für ein Spezialstudium (Promotion und Habilitation) in Kirchenrecht gekommen war. Er nahm nicht nur im hiesigen Pfarrhaus Wohnung, sondern beteiligte sich auch intensiv zur Freude aller Gemeindemitglieder an der Seelsorge. Von hier aus wurde er, noch bevor er seine Habilitationsarbeit zu Ende führen konnte, Erzbischof von Florenz, einem traditionellen Kardinalssitz ... usw.»

Jetzt wußte ich, in welchem Zusammenhang ich den Namen Havixbeck schon einmal gehört hatte: Der kleine Ort war eine Etappe auf dem Lebensweg des jetzigen, ja noch nicht seit langem amtierenden Papstes. Zugleich aber ereignete sich in meinem Kopf sozusagen eine Atomexplosion. War es *das*, war es *der*, auf den sich die Angaben meiner Mutter bezogen: «Dein Vater ist etwas ganz, ganz Hohes» mit einer «ganz, ganz wichtigen Aufgabe» betraut, und: «Würdest Du jetzt in sein Leben treten, könnte er diese Aufgabe nicht mehr so erfüllen. ... Und selbst wenn Du nie in das Leben Deines Vaters eintrittst, wärest Du damit überfordert. Das Wissen allein würde Dich noch unglücklicher machen, als Du jetzt schon bist». War es das, was sie gemeint hatte?

Um Gottes willen! Ich, der Sohn des jetzigen Papstes? In meinem Kopf begann ein Rad zu kreisen, nein, eine Turbine zu laufen, die jeden ruhigen Gedanken zermalmte, mir wurde schwarz vor den Augen, ich hatte abwechselnd den Eindruck: Jetzt werde ich verrückt!, und dann wieder: Gleich ist der Alptraum zu Ende! Aber nichts von alledem. Ich war mit einer Wirklichkeit konfrontiert, mit der ich nicht umgehen konnte. Mit wem aber konnte ich darüber sprechen? Ich fühlte mich unendlich einsam, ausgesperrt, wie ein Hund, den man bei schlechtem Wetter aus der Wohnung gejagt hat und der nicht weiß, wohin er sich verkriechen soll.

Natürlich stellte sich mir auch sehr schnell der Gedanke ein: Ist das nicht alles Zufall? Kamen hier nicht drei Fakten zusammen, die nichts, aber auch gar nicht miteinander zu tun haben mußten: der Aufenthaltsort des späteren Papstes, die Tätigkeit meiner Mutter am gleichen Ort und ihre Rede von einem «ganz großen» Vater? Immer wieder betrachtete ich mich im Spiegel. War ich der Sohn eines Italieners, hatte ich italienisches Blut in mir? Gewiß, meine Haare waren fast schwarz, und meine Haut hatte einen dunklen Teint. Insofern hatte ich vielleicht tatsächlich einen mediterranen Charakter. Aber auf der andern Seite war ich groß und schlank wie meine Mutter. Was also war? Ich verstand mich selbst nicht mehr. Ich mußte der Sache auf den Grund gehen.

Zunächst bot sich dazu keine Gelegenheit. Zwar machte ich schon seit Jahren – anders als in der Kindheit – meine Ferien ohne die Mutter. Wir, eine Gruppe von guten Kumpele, tingelten entweder mit Interrail und Jugendflugreisen in der Welt herum oder machten mit Fahrrad und Zelt die Nachbarländer unsicher. Aber diese Reisen führten uns nie nach Norden. Ich hatte keine rechte Lust dazu, und meine Freunde noch weniger. Doch dann bekam ich meine Chance. Die letzte Klassenfahrt vor dem Abitur ging nach Bremen mit Zwischenaufenthalt in Münster. Dort täuschte ich entsetzliche Kopfschmerzen und Übelkeit vor und bestand darauf, im Bett bleiben zu müssen. Die begleitenden Lehrer waren unschlüssig, was jetzt zu tun sei. Da man aber ohnehin nach dem Bremen-Aufenthalt wieder über Münster zurückfahren wollte, ließ man mich auf mein Drängen allein zurück. Kaum war meine Klasse abgefahren, rief ich das Katholische Pfarramt in Havixbeck an. Ich stellte mich am Telefon unter falschem Namen als jungen

Theologiestudenten vor, der eine Seminararbeit über den jetzigen Papst zu schreiben habe und deswegen ein Gespräch mit dem Pfarrer erbäte. Der erklärte mir, daß er den Papst nicht mehr in Havixbeck erlebt habe, schließlich liege dessen Aufenthalt fast 20 Jahre zurück, aber der damalige Pfarrer lebe noch als Pensionär am Ort. Er gab mir dessen Telefonnummer, und tatsächlich konnte ich mit ihm noch am gleichen Tag einen Termin ausmachen.

Sie können sich, Commissario, gar nicht ausmalen, mit welchen Gefühlen ich in den Bus stieg, um den Pfarrer zu treffen. Ich hatte weder Augen für die Stadt Münster, die wir durchquerten, noch für das schöne Münsterland, das sich im Licht einer heiteren Frühlingssonne von seiner freundlichsten Seite zeigte. Ich formulierte in meinem Kopf nur die entscheidenden Fragen, die ich stellen wollte, und verwarf sie sofort auch wieder, weil sie mir zu direkt, zu sehr verdachterregend erschienen. Doch dann ging alles viel leichter, als ich zuvor befürchtet hatte.

Der pensionierte Pfarrer war schmuddelig und ungepflegt, wie das häufig bei älteren Priestern der Fall ist. Zudem war er auch ziemlich schusselig und redete ohne Unterlaß, unkonzentriert und sich oftmals wiederholend. Aber er war freundlich und total unkritisch. Für den damaligen Habilitanden im Kirchenrecht, dem jetzigen Papst, der damals nicht nur im Pfarrhaus wohnte, sondern auch in der Seelsorge mithalf, fand er nur Worte höchsten Lobes. In einer Art «besonnerter Vergangenheitsschau» war alles, was der getan, gesagt, gepredigt und gewirkt hatte, das absolute Nonplusultra. Und dann steuerte das Gespräch ganz von selbst in eine Richtung, wie ich sie mir gewünscht hatte:

«Und wissen Sie! Freundlich war er, freundlich zu allen Menschen, besonders aber zu uns. Wir haben ja mit ihm

zusammengewohnt und gegessen und manchmal auch die Freizeit verbracht.»

«Uns? Wer war das?»

«Nun ja, meine Haushälterin, und dann gab's da noch eine Gemeindereferentin und dann ich. Wir wohnten damals alle im Pfarrhaus zusammen.»

«Und er hat sich mit allen gut verstanden?»

«Ja, besonders mit der Gemeindereferentin! Wissen Sie (und als er das sagte, kicherte er ein wenig), manchmal habe ich gedacht, aber auch meine Haushälterin hat so gedacht: Die haben ein «Krösken» miteinander. Verstehen Sie das: «ein Krösken?»»

«Nein, was ist das?»

«Jau, dat is Plattdütsch (und er verfiel selbst kurzzeitig ins Platt, als er das sagte), dat es so veel we, we (er rang nach Worten), we een bißken, een janz kleen bißken verliibt.»

«Der jetzige Papst verliibt?»

«Nee, (und das Folgende hatte immer so einen plattdeutschen Touch), nee, so dürfen Se dat och widder nich verstehn. Dat war alles 100%ig in Oodnung. De beiden verstandn sich nu mal sehr jut, un se mochten sich. Da war nix Böses dabee, oder wat sich nich jehört. Un dann jingen se ja och bald ausenander. Er kam nach Florenz, un kurz vorher hat se och jekündicht.»

«Warum?»

«Weet ik nich! Se wollte ne andere Arbeit, is wechjezo-gen nach Süddeutschland, un ik hab nie weder wat von ette jehört. De Post habn wer ihren Eltern nachjeschickt. – Aber jetz bin ik müde. Wir haben, glob ik, jenuch jemunkelt.»

Er erhob sich und begleitete mich an die Tür. Und dann, Commissario, kam der letzte Hammer. Nachdem mich schon

die Auskunft des Pfarrers über das «Krösken» des Papstes mit meiner Mutter innerlich völlig durcheinander gebracht, ja umgeworfen hatte und ich kaum mehr einen vernünftigen Gedanken fassen konnte, sagte er zum Abschluß:

«Übrigens, junger Mann, hat Ihnen schon mal jemand gesagt, daß Sie dem Papst ein bißken ähnlich sind, vor allem, wenn man ihn noch als jüngeren Mann in Erinnerung hat, so wie ich? Übrigens, schicken Sie mir doch mal ne Kopie von ihrer Seminararbeit.»

Ich sagte «Ja» und verabschiedete mich ganz schnell und abrupt, kaum daß ich ein Dankeschön über die Lippen brachte. Ich hatte nur einen Gedanken im Kopf: Weg von hier! Und ganz viel gehen, laufen, rennen, durch Felder, Wiesen und Wälder streifen, nur nichts denken müssen! Und so bin ich stundenlang um Havixbeck herumgelaufen und -gerast, um meinen Kopf freizukriegen von den entsetzlichen Turbinen, die, statt nichts denken zu müssen, meine Gedanken in kreisenden Bewegungen hielten. Also bin ich's doch! Der Sohn des jetzigen Papstes. Denn zu den drei bisherigen Indizien: der frühere Aufenthaltsort des Papstes, die Tätigkeit meiner Mutter am gleichen Ort und ihre Rede von einem «ganz großen» Vater waren jetzt zwei andere hinzugekommen: Der spätere Papst und meine Mutter hatten irgendwie ein «Verhältnis» miteinander, und ich habe mit ihm Ähnlichkeiten. Das alles konnte kein Zufall sein!

Mit dieser Bestätigung erwachten in mir zugleich Zorn und Wut darüber, daß der höchste Repräsentant der Christenheit, der, der sich selbst zum «Stellvertreter Christi» hochstilisiert, nicht einmal den menschlichen Anstand hatte, sich zu seinem Kind zu bekennen, sich für seinen Sohn zu interessieren, ihn einfach allein zu lassen.

In der folgenden Woche überschlugen sich die Ereignisse. Kaum waren wir von der Klassenfahrt zurückgekehrt, wurde meine Mutter mit einer akuten Herzattacke ins Krankenhaus eingeliefert. Ich durfte sie zwar besuchen und mit ihr sprechen, brachte es aber nicht übers Herz, in dieser Situation mit ihr noch einmal, wie ich es nach dem Besuch in Havixbeck eigentlich vorhatte, über meine Herkunft zu sprechen. Sie selbst fing, erheblich geschwächt und mit kaum hörbarer Stimme, bei unserer letzten Begegnung damit an:

«Ich habe versucht, Dir eine gute Mutter zu sein. Bitte, bitte, verzeih mir, wenn ich Dir keinen Vater zur Seite stellen konnte. Es ging wirklich nicht.»

«Schon gut, Mutter! Danke für alles!»

Mehr brachte ich nicht über die Lippen. Nach zwei bis drei Tagen ist sie dann ganz ruhig für immer eingeschlafen.

Beim Ordnen des Nachlasses meiner Mutter, für das ich mir viel Zeit nahm, fand ich nichts Weiteres, was auf meine Herkunft schließen ließ. Ich war jetzt allein auf mich gestellt. Meine Großeltern waren ungefähr vier Jahre zuvor kurz nacheinander gestorben. Es war wenige Wochen vor dem Abitur. Ich war an sich immer ein sehr guter Schüler, aber das Abitur bestand ich gerade noch mit Hängen und Würgen zum größten Erstaunen meiner Lehrer. Diese führten mein mieses Abschneiden dann aber wohl auf den Tod meiner Mutter und mein neues Eremitendasein zurück. Wer konnte schon ahnen, daß mich ganz andere Dinge beschäftigten. Ich überlegte dauernd, wie ich mit dem Wissen um meine Herkunft umgehen und was ich damit «anfangen» sollte. Irgendwie stand für mich fest, daß ich mich dem Papst als sein Sohn präsentieren und ihn für mich als Vater «einfordern» wollte. Aber wie?

Nach dem Abitur stand zunächst die Berufswahl an. Dem Pfarrer in Havixbeck hatte ich mich als «Theologiestudent» vorgestellt. Das war nicht einfach aus der Luft gegriffen. Ich war nicht nur sehr religiös erzogen worden, der Glaube war mir auch persönlich unter die Haut gegangen, und ich glaubte, so etwas wie eine Berufung zum Priestersein zu verspüren. Wohlgemerkt, Commissario, das war nicht eine Folge der Entdeckung meiner Herkunft. Die war eher eine Belastung. Könnte nicht jemand auf die Idee kommen, ich wolle nur Priester werden, um unter meinem Vater, dem Papst, Karriere zu machen? Aber so war es nicht! Da war ich mir ganz sicher. Allerdings gab es da doch einen Hintergedanken, der mir sagte: Wenn Du Theologie studierst und Priesteramtskandidat sein wirst, kannst Du auch Wege finden, mit dem Papst in Kontakt zu kommen. Deshalb hatte ich auch schon vor dem Abitur angefangen, Italienisch zu lernen. Ich trat also in das Theologenkonvikt in Tübingen, das zur Diözese Rottenburg gehört, ein. Ich wollte nicht in Freiburg bleiben, wo alle mich und meine Mutter kannten. In der Nachbardiözese glaubte ich, «freier» zu sein.

Eine neue Welt tat sich hier auf. Unter anderem wurden wir dazu angehalten, uns einen sogenannten «geistlichen Begleiter» zu suchen, einen Priester unseres Vertrauens, mit dem wir alle Fragen unseres Lebens zu besprechen hätten. Das war mir neu. Zwar hatte ich schon vorher einen festen Beichtvater gehabt, aber nie mit ihm über «alle Fragen meines Lebens» gesprochen. Ebenso hatte ich meine Berufswahl im Wesentlichen allein getroffen, auch wenn ich während all meiner Kindheits- und Jugendjahre in der Jugendarbeit der Pfarrei eine gute, manchmal sogar freundschaftliche Beziehung zu Prie-

stern hatte. Jetzt galt es also, sich einem festen «geistlichen Begleiter» anzuvertrauen. Ich ging zum Spiritual des Theologenkonvikts.

Er war der erste, mit dem ich überhaupt das Thema besprach, das mich immer noch am meisten beschäftigte: mein Vater. Natürlich war er maßlos überrascht, blieb aber auch skeptisch. Er wollte nicht ausschließen, daß sich meine «Indizien» auch anders, d.h. durch ein besonderes Zusammentreffen von Zufällen, Ereignissen und Fakten erklären ließen. Auch meiner Absicht, dem Papst einen Brief zu schreiben, stand er eher kritisch gegenüber. Er gab mir den dringenden Rat, wenn schon, dann in diesem Brief sehr vorsichtig zu sein. Er betonte das wenigstens viermal. Vorsichtig, das hieße: eher in Frageform, ob der Papst, da er ja meine Mutter noch von früher kenne, vielleicht auch etwas über meinen Vater wisse usw. usw.

Das war mir zu vorsichtig! Statt dessen ging ich daran, einen ziemlich langen Brief zu entwerfen, der die fünf Gründe nannte, weshalb ich ihn für meinen Vater hielt, und der mit der Aufforderung schloß, sich zu seinem Vatersein zu bekennen und mir einen persönlichen Zugang zu ihm zu eröffnen. Nach einer Reihe von Tagen, an denen ich immer wieder Korrekturen vornahm, sandte ich den Brief per Einschreiben ab. Im Innern des Briefumschlags war ein zweites Kuvert mit der Aufschrift: An Papst Johannes XXIV. *persönlich*.

Commissario, Sie brauchen mir nicht zu erklären, daß das Ganze ein bodenloser Unsinn war. Heute weiß ich es, aber damals mußte ich das erst am eigenen Leib erfahren. Nach ca. zehn Tagen bekam ich einen Antwortbrief, der den Absender «Staatssekretariat Seiner Heiligkeit» trug. Ich öffnete ihn fiebrig mit zitternden Händen. Der von irgend-

einem Monsignore unterschriebene Brief hatte ungefähr folgenden Inhalt:

Sehr geehrter Herr!

Der Heilige Vater hat mit großer Anteilnahme Ihren Brief gelesen. Er bittet Sie, in den von Ihnen angeschnittenen Fragen einen Priester Ihres Vertrauens zu konsultieren oder zu einem gutkatholischen Fachmann für die Fragen seelischer Gesundheit zu gehen. Der Heilige Vater wird für Sie beten und erteilt Ihnen gern seinen besonderen Apostolischen Segen.
Und dann die Unterschrift irgendeines Prälaten.

Ich war wie vor den Kopf gestoßen und brauchte eine ganze Zeit, um mich überhaupt wieder geistig zu sammeln. Das sollte die Reaktion des Papstes, meines Vaters sein! Ich ging sofort zum Spiritual. Er las den Brief, lächelte fast unmerklich und holte dann einen Aktenordner aus seinem Bücherschrank, blätterte ein wenig darin herum und legte dann ein Blatt heraus, das er mir zu lesen gab. Es war die Fotokopie eines Briefes mit dem gleichen Briefkopf, wie der an mich gerichtete Brief ihn trug. Ich las:

Sehr geehrte Dame!

Der Heilige Vater hat mit großer Anteilnahme Ihren Brief gelesen. Er bittet Sie, in den von Ihnen angeschnittenen Fragen einen Priester Ihres Vertrauens zu konsultieren. Der Heilige Vater wird für Sie beten und erteilt Ihnen gern seinen besonderen Apostolischen Segen.

Unterschrift.

Es war also der gleiche Text. Nur der Absatz «oder zu einem gutkatholischen Fachmann für die Fragen seelischer Gesundheit zu gehen» war in meinem Brief hinzugefügt.

Ich schaute den Spiritual fassungslos-fragend an. Er lächelte noch einmal und sagte dann:

«So ist das in Rom. Die Briefkopie, die Du da vor Dir hast, stammt von einer Frau, die sich in einem Gewissenskonflikt an den Papst wandte. Natürlich kann der nicht alle Post selbst lesen. Da hat nun der zuständige ‹Briefe-Beantworter›, irgend so ein kleiner Monsignore, den man für diesen Job abkommandiert hat, ein paar ‹Macros› auf seinem Computer, mit denen er jeden an den Papst gerichteten Brief beantworten kann, ohne dabei irgendeine Aussage zu treffen. Daß er in der Antwort an Dich hinzugefügt hat: ‹oder zu einem gutkatholischen Fachmann für die Fragen seelischer Gesundheit zu gehen› zeigt, daß er Deinen Brief wirklich gelesen hat. Es zeigt aber auch, was er davon hält. Er hat den Brief erst gar nicht weitergegeben.»

«Sie meinen: an den Papst weitergegeben?»

«Nein, natürlich nicht! Erst sind da noch ein paar andere Büros, durch welche die Post, die dann tatsächlich an den Papst geht, gefiltert wird.»

«Dann gibt es ja gar keine Möglichkeit an den Papst heranzukommen!»

«So offenbar nicht! Vielleicht sprichst Du mal mit dem Bischof.»

Ich ließ mir einen Termin beim Bischof, einem äußerst liebenswürdigen, aber auch äußerst schwachen und leitungsunfähigen Mann, geben. Ich sagte ihm mit den fast gleichen Worten, wie ich sie auch beim Spiritual gebraucht hatte, daß und weshalb der Papst mein Vater sei. Seine Reaktion war nicht unfreundlich, aber noch einen Grad skeptischer als die des Spirituals. Er wolle sich die Sache nochmals durch den Kopf gehen lassen; und ich solle ihm derweil in ganz kurzer Form schriftlich die Gründe

zusammenstellen, die mich zu meiner Annahme veranlaßten. Mit diesem Papier wolle er dann – vielleicht, vielleicht! – beim nächsten Rombesuch die Sache klären.

Nach ungefähr zwei Monaten, gegen Ende meines ersten Semesters, wurde ich zum Bischof gerufen. Zu meiner Verblüffung, ja zu meinem Entsetzen teilte er mir folgendes mit: Er habe sich nicht entschließen können, mit dem Heiligen Vater selbst über diese doch sehr delikate Angelegenheit zu sprechen, sondern sei damit in sehr, sehr vorsichtiger Form bei der Kleruskongregation, also bei dem für alle Angelegenheiten des Klerus gewissermaßen zuständigen Ministerium der Kirche, vorstellig geworden. Und die Prälaten dieses Dikasteriums hätten ihm nun das bestätigt, was auch er selbst im Grunde immer schon gedacht habe: Es sei völlig unmöglich, daß der Heilige Vater, diese erhabene und lautere Gestalt, die sich immer wieder aufs Neue für den Zölibat der Priester einsetze, einen Sohn habe. Aber – so hätten die Prälaten hinzugefügt, und dies sei mittlerweile auch seine eigene persönliche Meinung – es sei völlig untragbar, daß jemand Priester werden könne, der die Überzeugung in sich trüge, daß der Papst sein leibhaftiger Vater sei. Denn zum Priester gehöre nun einmal auch ein kindliches Vertrauen zur kirchlichen Obrigkeit, und dies sei nachhaltig gestört, wenn jemand solch furchtbare Gedanken über den Papst hege. Er müsse mich also im Namen der Kleruskongregation und natürlich auch im eigenen Namen vor die Entscheidung stellen: entweder meine Phantasiegebilde völlig und für immer aufzugeben oder einen anderen Berufsweg einzuschlagen.

Commissario, da ich jetzt diese Sätze niederschreibe, bricht mir aufs Neue der Schweiß aus und mein Puls beginnt höher zu schlagen, so schrecklich ist die Erinne-

rung an die damalige Situation. Ich weiß nicht mehr genau, wie ich damals reagiert habe. Ich glaube, ich bin grußlos weggelaufen, einfach weggelaufen. Ich konnte nicht mehr. Ich war völlig am Ende.

Nach einigen Tagen schlimmster Niedergeschlagenheit trat ich aus dem Theologenkonvikt aus. Denn die Bedingung des Bischofs, meinen nun endlich entdeckten Vater als Phantasiegebilde aufzugeben, konnte und wollte ich nicht erfüllen.

Der Zufall – oder wie immer man das bezeichnen soll – wollte es, daß dem Spiritual des Theologenkonvikts bei meinem Abschiedsbesuch eine Idee kam, wie ich meinen dringendsten Wunsch, den Papst persönlich zu erreichen, erfüllt bekommen könnte: Eine Gruppe von Priestern der Diözese Rottenburg, die gerade ihr 50jähriges Priesterjubiläum gefeiert hatten und ihr Fest mit einer Romfahrt krönen wollten, bekam auf ihre Anfrage hin die Einladung zu einer persönlichen Audienz beim Papst. Da die Herren zum Teil schon recht gebrechlich waren, machte der Spiritual ihnen den Vorschlag, mich als «Stütze» auf ihrer Pilgerfahrt und natürlich auch beim Besuch des Vatikans («mit den zahlreichen, mühsamen Treppen») mitzunehmen. Mir schärfte er ganz eindringlich ein, nur keinen Skandal zu machen, auf keinen Fall zu provozieren und allenfalls, wenn die Situation entsprechend wäre, dem Papst zu sagen, daß meine Mutter mit ihm damals in Havixbeck zusammengearbeitet habe.

«Und dann warte mal ab! Vielleicht ergibt sich da ein Gespräch, und vielleicht kannst du darin dem Papst sagen, du suchtest immer noch nach deinem Vater, da deine Mutter sich darüber ausgeschwiegen hätte. Auf jeden Fall mach nur keinen Skandal! Versprich es mir!»

Ich versprach es ihm, ohne lange darüber nachzudenken. Ich war viel zu sehr auf die Begegnung mit dem Papst, meinem Vater, fixiert und fest entschlossen, bei dieser Gelegenheit «klar Schiff» zu machen.

Was dann kam, Commissario, wissen Sie aus den Medien. Wochenlang haben ja Fernsehen, Zeitungen und Illustrierten darüber berichtet. Auch in meinen Akten werden ja wohl die wichtigsten Vorgänge des damaligen Skandals stehen. Und soweit ich weiß, waren Sie als Verbindungsinstanz zwischen Vatikan und italienischem Staat schon damals mit der Sache befaßt. Darum nur ganz kurz: Als der Papst in der Sala Leonina die Priester aus Rottenburg, die in der ersten Reihe vor zahlreichen anderen Pilgern Platz genommen hatten, einzeln begrüßte und dabei auch an mir vorbeikam, schrie «es» aus mir heraus:

«Sie sind mein Vater!»

Der Papst schaute mich ein wenig irritiert an und murmelte eher, als daß er es deutlich sagte:

«Gewiß, ich habe viele Söhne und Töchter.»

Ich darauf: «Nein, Sie sind mein leiblicher Vater, denken Sie nur an Havixbeck!»

Ich kann mich täuschen, aber ich hatte den Eindruck, daß er erschrocken war, aber er ging weiter, zum nächsten. Verstehen Sie, Commissario: Mein Vater ging weiter, er nahm einfach keine Notiz von mir, er wollte mich nicht einmal anhören! Und da nahm ich, ohne lange nachzudenken, eine Spraydose mit knallroter Farbe («mars-rot» stand darauf) aus der Tasche und richtete einen satten roten Strahl auf seinen makellos weißen Talar. Immer wieder, immer aufs Neue. Es machte mir einfach Spaß, Spaß wie beim Onanieren. Und ich meine auch, mich zu erinnern, daß ich geradezu sexuelle Lust dabei verspürte. Es befriedigte mich

zutiefst, wie das päpstliche Gewand jetzt total versaut wurde und wie ein Narrenkleid zur Faschingszeit aussah oder – eher noch – wie die Robe eines gerade erdolchten, blutbefleckten Granden in einem Shakespeare-Drama.

Man hat mir später unterstellt, der Auftritt mit der Spraydose sei von mir geplant gewesen. Wie anders sei es sonst zu erklären, daß ich die Farbe griffbereit zur Hand hatte. Aber ich versichere Ihnen, wie ich es schon damals den Behörden gegenüber tat: Das Ganze war nicht vorbereitet, jedenfalls nicht bewußt und keineswegs überlegt. Vielleicht hat mich mein Unbewußtes dazu verleitet, das Spray zu kaufen. Jedenfalls wußte ich damals nicht – glauben Sie mir! –, wozu ich die Farbe eigentlich kaufte und einsteckte. Das ist, auch wenn es Ihnen unglaublich erscheinen mag, die reine Wahrheit!

Während meines «Überraschungsangriffs» auf den Papst schaute dieser mich unendlich wehmütig an, zugleich schienen mir seine Gesichtszüge totale Überraschung und absolutes Unverständnis für das auszudrücken, was da gerade geschah. Die Menge der Pilger schrie, tobte, einige reagierten hysterisch, wohl weil sie die Farbe für Blut hielten und meinten, der Papst sei soeben ermordet worden. Im gleichen Augenblick wurde ich aber auch schon von den zwei anwesenden, erstaunlich schnell reagierenden Schweizergardisten sowie anderen Sicherheitskräften ergriffen und in eine offenbar wenig benutzte Gefängniszelle im Vatikanstaat abgeführt. Es folgten nicht enden wollende Verhöre. Nach einem Tag lieferte man mich zwecks Weiterverhandlung den italienischen Behörden aus. Wie mir der von der Deutschen Vatikanbotschaft vermittelte Anwalt sagte, seien seit unzähligen Jahren von der Justiz des Vatikanstaates nur noch Geldstrafen verhängt

worden (vor allem für kleine Diebereien und Beleidigungen); größere Delikte würden faktisch immer an die italienische Justiz übergeben. Wieder endlose Verhöre, bis nach drei Tagen ein italienischer Staatsanwalt zusammen mit einem höheren Monsignore namens Ugulaccio in meine Zelle kam und mir mitteilte, auf besonderen Wunsch des Papstes und auf Grund seiner Güte würde ich wegen jugendlicher Wahnvorstellungen, geistiger Unreife und eines seelischen Blackout freigelassen.

An dieser Stelle unterbrach der Commissario seine Lektüre, um den Namen Ugulaccio anzustreichen. Er kannte diesen Msgr. Tobia Ugulaccio flüchtig von einigen eher unwichtigen Kriminalfällen her. So wie er, Bustamante, als «Vicequestore für besondere Angelegenheiten» der Verbindungsmann der italienischen Justiz zum Gouvernement des Vatikanstaats war, so war Ugulaccio umgekehrt als ein am Staatssekretariat der Römischen Kurie angesiedelter Prälat die vatikanische Kontaktstelle zum italienischen Justizministerium. Zwar war er weder Bischof noch Kardinal, sondern nur «Monsignorino», ein kleiner Prälat mit dem aufgebauchten Titel «Päpstlicher Protonotar» (mit dem Recht, beim feierlichen Gottesdienst die fragwürdige Mitra zu tragen, übrigens – wie sich der Questore erinnerte – ursprünglich, ihrer Herkunft von den «Phrygischen Mützen» nach, ein Phallus-Symbol), aber dennoch mußte man mit ihm als einem der ganz starken Männer im Vatikan rechnen. Denn vor etlichen Jahren hatte man dort festgestellt, daß es seit der 1965 begonnenen Kurienreform Papst Pauls VI. bei verschiedenen kurialen Behörden zu krassen Verdoppelungen von Zuständigkeiten gekommen war. Jede Stelle arbeitete isoliert für sich, ohne über die

Arbeit verwandter «Uffizien» informiert zu sein. Deshalb schuf man gewissermaßen eine Art «Clearingstelle», in der gemeinsame, sich überschneidende Aufgaben und Themen «verrechnet», d.h. abgesprochen und harmonisiert wurden. So mußte z.B. die «Amministrazione del Patrimonio della Sede Apostolica» (Vermögensverwaltung des Apostolischen Stuhls) und die «Prefettura degli Affari Economici della Santa Sede» (Präfektur für wirtschaftliche Angelegenheiten) zusammengebracht werden. Ebenso gab es oft mißliche Überschneidungen zwischen der «Pontificia Commissione per i Beni culturali della Chiesa» (Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche) und der «Comissione per lo Stato della Città del Vaticano» (Kommission für den Vatikanstaat) sowie der «Segretaria Generale del Governatorato» (Generalsekretariat für den Vatikanstaat). Und schließlich zeigten sich immer wieder Berührungspunkte zwischen dem «Tribunale dello Stato» (Gericht des Vatikanstaats) und dem «Ufficio Stampa» (Pressestelle), da letztere sich nicht selten mit aufmüpfigen und die Gesetze mißachtenden Journalisten herumschlagen mußte.

Leiter dieser übergreifenden Stabsstelle war Msgr. Uguccione. Er war einer der wenigen, die im Wust vatikanischer Bürokratie einen wirklichen Überblick hatten. Auf Grund dieser seiner Kompetenz in Fragen von Verwaltung, Politik und Finanzen des kleinen Kirchenstaates, aber weit darüber hinaus auch der großen Weltkirche war er zu einer der wichtigsten Entscheidungsinstanzen geworden, ein Machtmensch, so hatte Bustamante ihn in Erinnerung.

Der Vicequestore suchte noch einen Kugelschreiber, um im Brief des jungen Deutschen den Namen des Monsignore anzustreichen, da klopfte es an die Tür, und Commis-

sario Rossi, genannt Luccio, trat ein, ein ständiger Mitarbeiter Bustamantes, ein intelligenter, grundsolider, erfahrener Kriminalbeamter in den besten Jahren, dem keine Arbeit zu viel war, jemand, auf den man sich unbedingt verlassen konnte. Bustamante schaute ihn kaum an, sondern hielt ihm sogleich die schon gelesenen Seiten des Briefs hin.

«Lies das sofort», sagte er, «damit wir den gleichen Informationsstand haben und die nächsten Schritte überlegen können!»

Während Rossi sich noch die ersten Seiten für die Lektüre zurechtlegte, las der Vicequestore weiter:

Nach meiner Freilassung wollte ich zunächst in das Pilgerquartier zurückkehren, in dem ich zusammen mit den Rotenburger Priestern untergebracht gewesen war. Dort wollte ich in Ruhe über meine Zukunft nachdenken. Mir war in den letzten schlaflosen Nächten klar geworden, daß ich durch meinen Auftritt in der Sala Leonina mein Leben gründlich verpfuscht hatte. Wer würde mir nach all dem noch eine berufliche Chance geben? Wo könnte ich, der ich mich als Sohn des Papstes geoutet und überdies den Papst tötlich angegriffen hatte, mich überhaupt noch sehen lassen, ohne Aufsehen und Verwunderung, vor allem aber Spott, Häme, Vorurteile und moralische Verurteilungen zu erfahren? Meine schlimmsten Befürchtungen wurden gleich bei meiner Entlassung noch weit übertroffen. Kaum hatte ich den Portone der Haftanstalt «Regina Coeli» durchschritten, stürzten sich in hellen Scharen Presse- und Radiojournalisten sowie Kamerateams aus aller Welt auf mich, wie aggressive Wespen, derer ich mich überhaupt nicht zu erwehren wußte. Offenbar hatte man Informatio-

nen über meine bevorstehende Entlassung veröffentlicht, und so waren die gesamte internationale Presse und Fernsehsender vor mir versammelt. Während ich mich vergebens von dieser «Bande» freizukämpfen suchte, kam mir plötzlich der Gedanke, ich könne ja aus all dem noch Geld machen, das ich in Zukunft wohl bitter nötig haben würde. Als ich darum Reporter der BILD-Zeitung sah, rief ich: «Geben Sie mir einen Exklusivvertrag?» – «Sofort und zu jeder Bedingung», war die Antwort, «nur kein einziges Wort mehr an andere Medien!» Dann packte man mich, zog mich aus der Menge heraus und zerrte mich in einen Geländewagen, der auf abenteuerlichen Wegen die übrige Kohorte abhängte und schließlich ein äußerst bescheidenes Hotel in einem Kaff bei Rom namens Guadagnolo erreichte. So ließ ich mich von BILD «entführen», stand ihnen zwei Tage zur Verfügung und kassierte dafür 50 000 Euro.

Über die Vorgänge der folgenden Monate möchte ich – mit einer Ausnahme – nicht im Detail berichten. Sie waren die schlimmsten meines Lebens. Da mir immer mehr klar wurde, daß mein Leben ohnehin kaputt war, habe ich es noch mehr kaputt gemacht. Vielleicht spielte dabei halb- oder unterbewußt auch eine Rolle, dem Papst, der sich nicht zu seiner Vaterschaft bekennen wollte, dadurch weh zu tun, ja mich dadurch an ihm zu rächen, daß ich, sein Sohn, mich selbst zu Grunde richtete. Ich tauchte zunächst in die unterschiedlichsten «Szenen» Roms ein. Dort lebte ich bis zum Exzeß meine Sexualität aus, ich machte alle nur denkbaren Scheußlichkeiten und Schweinereien mit Männern und Frauen, mit jungen Leuten, Knaben und Transvestiten mit, bis mir alles zum Kotzen hoch stand und ich auf Reisen ging, gewissermaßen um vor mir selbst davonzulaufen.

Ich trieb mich planlos in der Welt herum und nahm jede Gelegenheit wahr, mich zu amüsieren. Aus heutiger Sicht würde ich allerdings sagen: Es war ein Amüsieren, wie es dem bekannten Buchtitel entsprach: «Wir amüsieren uns zu Tode».

Als dann das Geld allmählich zur Neige ging, suchte ich, mir neues zu verschaffen, und zwar als «Drogenkurier» zwischen Pakistan, Iran und Türkei. Getarnt als Tourist, der die Seidenstraße erkundete, füllte ich auf der Rückfahrt in den Iran (und dann weiter via Türkei nach Europa) alle nur denkbaren Dosen und Behälter der «Küche» meines Geländewagens mit Drogen voll.

Die Zöllner in Kūh-i-Taftān an der pakistanisch-iranschen Grenze ließen sich auch tatsächlich von der Aufschrift «Trockenmilch», «Nescafé», «Dosenbrot» und dergleichen täuschen. Doch nach der Inspektion des Wageninhalts rückten Polizisten mit einem «Drogenhund» heran, den sie im Wagen nach Koks und Opium schnüffeln lassen wollten. Ich geriet in Panik und Todesangst; ich sah mich schon in einem der dreckigen Verliese des Mittleren Orients verrecken.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich erklärte so ruhig und gelassen, wie ich in dieser Situation nur eben konnte, ich sei in höchster Weise allergisch gegen Katzen- und Hundehaare; deshalb könne und dürfe ich meinen Wagen nach Eindringen des Hundes nicht mehr betreten und könne dann auch nicht von der Stelle fahren. Als Beweis zeigte ich eine tiefrote Entzündung an meiner linken inneren Handfläche, die freilich von einem Insektenstich herrührte. Ich erklärte, alle Gegenstände aus dem Wagen herausholen zu wollen, damit der Hund sie «abschnüffle». Und ich sei voll damit einverstanden, wenn sie die innere Plastikverklei-

dung aus dem Wagen herausrissen, um die dahinter liegenden Hohlräume zu kontrollieren (Diese Zöllner-Methode kannte ich von früheren Fahrten in den Orient). Meine Bereitschaft beeindruckte die Polizei, und sie ließen mich unkontrolliert passieren. Doch dieses Erlebnis hat mich ganz tief «mitgenommen». Deshalb erzähle ich es Ihnen auch so ausführlich. Die Lust zu weiterem Drogentransport war mir gründlichst vergangen, und so kehrte ich ungefähr acht Monate nach dem Vorfall in der Sala Leonina nach Deutschland in meine Wohnung zurück – völlig ratlos und unschlüssig, wie es mit meinem Leben weitergehen solle.

Bevor ich nun auf die Vorgänge, die unmittelbar mit dem tödlichen Attentat zu tun haben, eingehe, möchte ich nur auf ein einziges Ereignis dieser acht Monate eingehen. In der «schwulen Szene» Roms – es war ausgerechnet in einer Dunkelsauna – traf ich jenen Prälaten wieder, der mir zusammen mit dem Staatsanwalt die «Amnestie» gebracht hatte. Zunächst hörte ich nur eine Stimme, die mir irgendwie bekannt vorkam, dann sah ich nach dem Saunieren auch das dazugehörige Gesicht. Er schien verlegen zu sein, und das konnte ich natürlich gut nachempfinden. Dann aber kam er mit mir ins Gespräch, fragte nach diesem und jenem und teilte mir schließlich mit, daß der Papst im Zusammenhang seines Wunsches, mir Amnestie zu gewähren, mit ihm gesprochen habe. Auf Grund dessen sei er, Msgr. Ugulaccio, davon überzeugt, daß ich in der Tat dessen leiblicher Sohn sei.

«Schauen Sie», habe der Papst gesagt, «ich konnte ihn doch nicht in aller Öffentlichkeit anerkennen. Große Erneuerungen der Kirche stehen an. Sie würden von den Gegnern der Reform total in Frage gestellt, wenn die mir einen Makel anheften könnten.»

«Aber hat er mir keinen Gruß ausrichten lassen, kein Wort der Entschuldigung, keine Einladung, auch wenn sie heimlich wäre? Hatte er keinen guten Wunsch für mich oder irgend etwas sonst?»

«Nein! Ich glaube, er war an Ihnen nicht interessiert.»

Sie können sich denken, Commissario, daß durch diese indirekte Bestätigung des Papstes, tatsächlich mein Vater zu sein, und sein gleichzeitiges Desinteresse an mir meine Verbitterung nur noch größer wurde. Im übrigen ließ sich der Monsignore meine deutsche Anschrift geben, um mit mir in Kontakt treten zu können, falls sich neue Entwicklungen ergäben.

Doch nun zu diesem schrecklichen Ereignis vor gut einem Tag. Angefangen hat alles damit, daß ich kurz nach meiner Rückkehr nach Deutschland einen Brief aus Japan erhielt, in dem eine private japanische Fernsehgesellschaft anfragte, ob ich bereit sei, an einem Film über den derzeitigen Papst mitzuwirken, und zwar in meiner Eigenschaft als «Sohn des Papstes» und «Attentäter der Sala Leonina». Sie böten mir ein Honorar von sage und schreibe wenigstens 100000 Euro an, wenn ich bereit sei, genau den Anweisungen des Drehbuches zu folgen. Wenn ich einverstanden sei, werde mich ein Mitarbeiter besuchen und Näheres besprechen. Im ersten Augenblick hatte ich nicht die geringste Lust dazu und wollte den Brief schon beiseite legen, da wurde mir bewußt, daß ich dringend Geld benötigte. Und so sagte ich unter der Bedingung zu, daß das Drehbuch nichts Unzumutbares von mir verlange.

Schon eine Woche später besuchte mich ein «Typ» namens Malvageta, der sich als römischer Mitarbeiter der Fernsehgesellschaft vorstellte. Er sprach Deutsch mit fremdartigem Akzent und gab sich als Sizilianer aus. Aber

ich glaube nicht, daß dies zutrifft. Ich hatte eher den Eindruck, einen Araber vor mir zu haben, dunkelhaarig und -häutig, mit einem mächtigen Oberlippenbart. Er erklärte mir folgendes: Sie möchten bei ihrem Film über den Papst und dessen große Reformvorhaben vor allem seine Wirkung auf die verschiedensten Menschen ermitteln und darstellen. Dazu wollten sie auch einen sogenannten Ophthalmographen einsetzen. Und er fing an, mir das Gerät zu erklären. Irgendwann winkte ich dann ab, weil ich vor einigen Jahren in einer Fernsehsendung Sinn und Funktionsweise dieses «Dings» vorgeführt bekommen hatte.

Vielleicht kennen auch Sie es: Grob gesagt handelt es sich um ein kompliziertes, enorm großes und schweres Fernglas. Doch sieht hierdurch nicht nur der Betrachter den Gegenstand, sondern es werden gleichzeitig auch die genaue Richtung der Augen und die Reaktionen (Weitung, Verengung) der Pupille des Betrachters sichtbar gemacht. Man setzt solche Geräte vor allem in der Werbebranche ein, um herauszufinden, auf welches Detail von Spots der Betrachter zuerst und am intensivsten blickt und wie er auf bestimmte Objekte reagiert. Auch in der empirischen Psychologie – sagte der Fernsehbericht – benutze man solche Ophthalmographen. So wurde z.B. gezeigt, daß man dadurch herausbekommen kann, wie Männer auf Frauen reagieren, d.h. auf was ihr Auge zunächst und spontan fällt (auf Brüste und Oberschenkel!) oder daß man nachweisen kann, wie das Auge auf pornographische Objekte anders reagiert als auf «normale».

Mit diesem Gerät also wolle man nun auch zeigen, wie ich nach all dem, was geschehen war, auf den Papst reagiere. Kurz gesagt, habe man vor, mich bei einem feierlichen Aufzug des Papstes auf dem Petersplatz nicht nur

«normal» ins Bild zu nehmen, sondern auch die Reaktion meiner Augen im Detail zu zeigen. Ich fand das zwar komisch, um nicht zu sagen bescheuert, aber letztlich war es mir gleich, wenn nur das Honorar stimmte.

Vor einer Woche, am 26. Juni, war es dann soweit. Ich nahm ein Flugzeug nach Rom (die Tickets waren mir von Rom aus zugestellt worden), begab mich ins Hotel S. Chiara (in der Nähe des Pantheons), wo ein Quartier für mich reserviert war, und ging weisungsgemäß heute vor zwei Tagen, am 28. Juni, vormittags um 10 Uhr auf den Petersplatz zur Probe. Dort erhielt ich durch die Mitarbeiter des japanischen Fernsehens einen vom vatikanischen Ufficio Stampa ausgestellten Presseausweis, eine *tessera stampa*. Es war eine mit meinem Foto versehene Chipkarte, die mir freien Zugang zur vorderen Tribüne und damit zum letzten Wegabschnitt der feierlichen Papstprozession gewährte.

Ach, ich vergaß zu schreiben, daß ich an diesem Tag mich bereits um acht Uhr in der Ufficio Stampa einfinden mußte, um mit den anderen Fernsehleuten den Presseausweis persönlich abzuholen. Wie sollte ich angesichts einer solchen offiziellen Prozedur überhaupt auf den Gedanken kommen, daß etwas nicht stimmte?

Es waren insgesamt drei Männer, mit denen ich Kontakt hatte und die ich – so weit es mir möglich war – in den Verhören bereits beschrieben habe. Einer davon war jener Signor Malvageta, der mich in Deutschland besucht hatte; von den beiden anderen war einer Japaner oder sonstwie Asiate, der andere wohl ein Italiener. Man wies mir den genauen Platz an und gab präzise Regieanweisungen: Bei der Einzugsprozession solle ich den Papst in den Blick nehmen und zwar durch den besagten Ophthalmographen, der, auf einem Stativ montiert, nach allen Seiten hin

beweglich war. Synchron dazu wolle man dann «normale» Bilder von mir zeigen. Diese wurden von einer ca. 30 Meter entfernten, auf einer überlebensgroßen Leiter befestigten Kamera aufgenommen. So könne man dann zugleich mit diesen Bildern meine Augenreaktionen und darin meine Emotionen zeigen. Für den Auszug müsse ich dann das Stativ einige Meter beiseite rücken. Man wolle mich dann nur mit der normalen Kamera in den Blick nehmen. Nur wenn die Aufnahmen vom Einzug schlecht gerieten, solle ich auch beim Auszug das «Augengerät» benutzen. Zu diesem Zweck erhielt ich einen Kopfhörer, auf dem man mir, falls nötig, weitere Anweisungen geben werde. Die Regie befand sich unterhalb der Kamera-Leiter, wie gesagt ca. 30 Meter von mir entfernt. Hierher wurden auch – wie man mir sagte – die Impulse vom Ophthalmographen drahtlos übertragen. Bei der Probe war es leicht, Sichtkontakt mit der Regie zu halten, aber am Nachmittag konnte ich wegen der anwesenden Massen von Menschen nur den oberen Teil der Leiter mit der darauf befestigten Kamera sehen.

Ich wunderte mich über die Größe und das enorme Gewicht des Gerätes, das mir damals in jener Fernsehsendung kleiner vorgekommen war. Aber warum sollte es nicht verschiedene Typen geben? Bei der Probe wies man mich vor allem auf die – wie man sagte – «Sicherheit» des Geräts hin, die deswegen so wichtig sei, weil auf keinen Fall – «auf gar keinen Fall», wie man betonte – vor Beginn der tatsächlichen Aufnahme Impulse vom Gerät ausgehen dürften; denn bevor eine «Abgleichung» – wie man sagte – seitens der Regie realisiert wäre, würde das Steuerungsrelais, welches die beiden so unterschiedlichen Bildsorten integriere, zusammenbrechen.

Wir probten sodann den genauen Vorgang: Der «Asiate» spielte den Papst. Als dieser etwa 40 bis 50 Meter von mir entfernt war, hatte ich den Ophthalmographen auf ihn zu richten, und zwar so, daß ich ihn immer voll im Blick hatte. Wohin im einzelnen und genau mein Blick fallen würde, werde sich dann herausstellen. Ich verfolgte auf diese Weise den «Papst» auf seinem Weg kontinuierlich weiter, bis er an eine vereinbarte Stelle, ungefähr zehn Meter von mir entfernt, kam. Hier hatte ich nun das Gerät zu entsichern und darauf sofort mittels eines Druckschalters (ähnlich einem Auslöser beim Fotoapparat) in Gang zu setzen, ohne jedoch in der genauen Ausrichtung des Ophthalmographen auf den Papst nachzulassen. Das schärfte man mir besonders nachdrücklich ein.

Nach dieser «Generalprobe» am Vormittag fand dann am Spätnachmittag die feierliche Papstmesse zum Fest «Peter und Paul» (29. Juni) statt. Die Zugangskontrollen zum Petersplatz waren außerordentlich streng. Kein Wunder, nach dem vor einigen Monaten gescheiterten islamistischen Attentatsversuch auf den Petersdom. Trotz unserer Presseausweise mußten wir noch unseren Paß bzw. Personalausweis zeigen; unsere Kleidung wurde abgetastet, die technischen Geräte kurz in Augenschein genommen und mit dem *permesso* des vatikanischen Presseamtes verglichen: eine Leiter mit einer Fernsehkamera, ein Stativ mit einem Ophthalmographen, vier große Akkumulatoren, ein Steuerungsrelais, zwei Regiestühle, so stand es dort, so wurde es überprüft. Dann nahmen wir unsere Plätze ein und bauten die Geräte auf. Jetzt, wo es ernst wurde, stellte ich eine immense Spannung in mir fest, auch eine gewisse Aufgeregtheit. Irgendwie war es mir peinlich, daß meine intimsten und von mir nicht kontrollierbaren Gefühle

offenbar gemacht werden sollten, weltweit womöglich. Aber auch unter den Fernsehleuten war, wie ich festzustellen meinte, eine knisternde Atmosphäre spürbar.

Ich erhielt die letzten Anweisungen, praktisch eine Wiederholung des am Vormittag Geprobten. Eingeschärft wurde nochmals der Umgang mit der «Sicherheit» sowie die Aufgabe, den Papst immer in der Mitte des «Fernglases» zu halten.

Bei all dem nahm ich nur am Rand die ungeheuren Menschenmassen wahr, die bei herrlichstem tiefblauen römischen Himmel, wie es ihn nur bei Tramontana gibt, zu dieser Messe vor der prächtigen Fassade des Petersdoms strömten. Der «Osservatore Romano» hatte angekündigt, daß der Papst bei dieser Gelegenheit die Grundzüge der von ihm beabsichtigten Kirchenreform vorlegen werde.

Dann war es soweit. Silberfanfaren intonierten die Papsthymne, am Portone di bronzo kam Bewegung auf, von den Blöcken, an denen der Papst gerade vorbeizog, besser: im Papamobil vorbeifuhr, kam jeweils brausender Beifall auf. Und dann näherte er sich uns. Ich nahm ihn in den Blick und schaute ihn an. Zum ersten Mal sah ich ihn nach dem Vorfall in der Sala Leonina wieder. Fromm sah er aus, sehr fromm, gesammelt, liebenswürdig, wie ein Heiliger. Alles Heuchelei! Denn das war der Mann, der sich nicht zu mir als Vater bekannte, mich verleugnete, meine Mutter im Stich gelassen hatte, an mir desinteressiert war, ja, der mein Leben zerstört hatte. Haß kam in mir auf. Und wie ich so mit dem «Gerät» auf ihn zielte, kam es mir vor, mehr noch: wünschte ich, dieses sei ein Maschinengewehr, mit dem ich ihn ins Visier nehmen konnte, um ihn abzuknallen. Ja, ich wollte ihn am liebsten umbringen! Allein der Gedanke daran bereitete mir Lust, ja, ich gestehe, – wie

damals in der Sala Leonina – sogar sexuelle Lust. Dann kam er an den vereinbarten 10-Meter-Punkt, ich entsicherte das Gerät, betätigte den Druckschalter und...

Commissario, Sie wissen besser, was dann erfolgte. Denn ich erinnere mich nur noch an einen mörderischen Knall und einen gewaltigen Stoß vor die Stirn. Ich fiel in tiefe Bewußtlosigkeit und wachte erst am Morgen des nächsten Tages mit einer Gehirnerschütterung und einem – wie Sie selbst gesehen haben – schlimm lädierten Gesicht daraus wieder auf. Dann erfuhr ich, daß ich vom «Ophthalmographen» aus, der offenbar ein Zusatzgerät enthielt, drei Geschosse in Gang gesetzt hatte, die den Papst und seine engere Begleitung buchstäblich in Tausende von Stücken zerrissen.

Commissario, ich muß Ihnen wohl nicht wiederholen, daß ich seither bodenlos verzweifelt bin. Meine Fähigkeit reicht nicht aus, diese Verzweiflung auch nur annähernd in Worte zu fassen. Am liebsten würde ich mit meinem Leben, das ja ohnehin kaputt ist, Schluß machen. Ja, ich habe den Papst, meinen Vater, getötet, wahrhaftig und wirklich, ich habe ihn in meinen klaren Gedanken und meinem festen Wollen getötet, aber nicht (!!!) in der Realität. Mit dem Raketenabschuß habe ich nicht das Geringste zu tun. Das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit!

Es grüßt Sie Tobias Winckler

Schon wieder «Wahrheit» und diesmal sogar die «reine Wahrheit» stöhnte der Vicequestore innerlich. Aber natürlich stellte sich die Frage: Was für eine «Wahrheit» war das, die der junge Deutsche ihm da in seinem Brief verkaufte? Manches sprach dafür, daß seine Darstellung zutreffend war. Denn wäre er der Urheber des Attentats oder wenigstens ein echter Mittäter, hätte er sich wohl kaum dem Rückstoß des Raketenwerfers ausgesetzt, sondern wäre beim tödlichen Abzug beiseite getreten und hätte dann sogar in der allgemeinen Verwirrung eine Chance gehabt zu entkommen. Auf der anderen Seite wußte er vielleicht gar nicht um den Rückstoßeffekt oder hatte ihn zu gering eingeschätzt. Ein Motiv, den Papst zu töten, besaß er jedenfalls allemal. Ob er den Mord dann aber allein, ohne Mit-helfer, ausführen konnte? Wer hat ihm das Gerät dazu verschafft? Was war mit den Fernsehleuten? Und wenn es der junge Deutsche nicht war, wer dann? Islamische Terroristen? Al Qaida zum Beispiel? Oder wer sonst?

Während der Questore solchen Gedanken nachging, schloß sein Mitarbeiter die Lektüre des Briefes ab.

«Sehr eindrucksvoll», sagte er und wollte offenbar eine Diskussion über den Inhalt des Gelesenen beginnen. Aber Bustamante entgegnete nur: «Ran an die Arbeit!»





DIE UNTERSUCHUNG I

1 Bustamante oder «Bu-Bu» (manchmal auch «Vice»), wie ihn seine Freunde und engsten Mitarbeiter nannten – seinen ausgefallenen bombastischen Vornamen Teofrasto kannte kaum jemand –, schaute auf die Uhr: Um 9 Uhr hatte er alle wichtigen Mitarbeiter zur Lagebesprechung zu sich in sein geräumiges, repräsentatives Arbeitszimmer in den Palazzo della Giustizia gerufen. Wehe, wenn sie nicht pünktlich waren! In dem Punkt kannte er keine Nachsicht. Er selbst war meist eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit da, um allen, die nach ihm selbst eintrafen, das Gefühl zu vermitteln, sie kämen ohnehin «kaum noch» oder allenfalls «gerade noch» pünktlich.

Während Rossi die Stühle gruppierte und den Diaprojektor für die Betrachtung der Phantombilder, die man nach der Angabe des Deutschen von den drei Fernsehleuten gemacht hatte, aufbaute, blickte der Vicequestore aus dem Fenster. An dem sich hier darbietenden Panorama konnte er sich einfach nicht satt sehen. Ganz tief unten der Tiber – man mußte sich aus dem Fenster herausbeugen, um ihn überhaupt zu sehen, immerhin befand man sich im obersten Stockwerk des imposanten Justizpalastes. Dann der Blick über die Stadt mit den markanten Punkten: das Pantheon, S. Andrea della Valle (zweithöchste Kuppel von Rom), das ärgerlich sich breit machende Monumento Nazionale – offiziell «Altar des Vaterlandes», inoffiziell

«künstliches Gebiß» genannt –, das Kapitol, die Tiberinsel, der Gianicolo, dann ganz zur Rechten die Engelsburg und dahinter der Petersdom, dessen Kuppel in der glasklaren Luft der Tramontana ganz nahe gerückt schien. Eine Aussicht wie im Bilderbuch! Ein Bild des Friedens, das allerdings durch die ständige Lärmkulisse des römischen Verkehrs massiv gestört wurde. Aber nicht allein dadurch!

Jetzt, nach diesem grausigen Attentat, das vom Körper des Papstes nur noch unzählige winzige Stücke übriggelassen hatte, wurde angesichts des prachtvollen Cupolone dem Questore der mißlungene Anschlag auf den Petersdom von vor zwei Jahren noch einmal so lebendig, daß dadurch das Bild des Friedens bei ihm heftigst gestört wurde.

So schlimm damals der versuchte Anschlag war, so tragikomische Züge trug er daneben auch noch: Angehörige einer arabischen Terrorgruppe hatten sich im Anflug auf Rom einer japanischen Linienmaschine bemächtigt. Der Pilot mußte das Cockpit einem – wie er später übertreibend sagte – «absoluten Flug-Dilettanten» überlassen, der sofort zu einem rasanten Sturzflug ansetzte, offensichtlich mit dem Ziel, die Peterskuppel à la World Trade Center zu rammen. Nur mit einem hatten die Terroristen nicht gerechnet: Eine japanische Karate-Mannschaft, deren ursprünglich geplanter Charterflug nach Rom aus unerfindlichen Gründen ausgefallen war, hatte im letzten Augenblick diese Maschine als Ersatz gebucht. Auf ein japanisches Kommando hin, das den Selbstmordattentätern nicht verständlich war, wurden diese von den geübten Kämpfern blitzschnell außer Gefecht gesetzt und geknebelt. Und so gelang es dem zuständigen Piloten, im letzten, wirklich allerletzten Augenblick den drohenden Crash zu

verhindern und die Maschine wieder hochzureißen. Seitdem war nicht nur der Luftraum über Rom, sondern über allen großen Städten Europas und Nordamerikas gesperrt, und an besonders kritischen Punkten waren Raketenstellungen aufgebaut, um eingedrungene Maschinen gegebenenfalls abschießen zu können.

Dabei hatte sich Al Qaida über ein dem saudischen Fernsehen zugespieltes Videoband ausdrücklich von diesem Attentatsversuch distanziert: Nein, sie hätten damit nichts, rein gar nichts zu tun! Schließlich seien Christen vom Koran geschützte «Leute des Buches», ihr Gotteshaus sei darum heilig, so wie man auch den Papst als «Mann des Glaubens» und «Mann des Friedens» zu respektieren hätte. Und überdies habe dieser gegen die amerikanische Administration und ihre antiarabische Haltung immer die Sache des Friedens vertreten. Das versuchte Attentat sei – so hieß es auf dem Videoband weiter – das Werk einer Splittergruppe irrig glaubender Moslems namens Beni-es-saida, die früher einmal im Kontakt mit Al Qaida gestanden hätten, mittlerweile aber in aller Form ausgeschlossen worden seien.

Immerhin waren in diesem Zusammenhang die Sicherheitsmaßnahmen für das Betreten des Petersplatzes und -domes verschärft worden, so daß unbedingt geklärt werden mußte, wie das Kamerateam des jungen Deutschen überhaupt auf den Platz hatte kommen können. Schon jetzt überschlug sich die internationale Presse in Anschuldigungen über die mangelnden Sicherheitsvorkehrungen. «Typisch italienisch», hieß es dabei immer wieder.

Eine gewisse Stille und diskretes Husten machten den «Vice» darauf aufmerksam, daß seine Mannschaft versammelt war. Er wandte sich vom Fenster ab und begegnete als

erstes den neugierigen Blicken eines jungen Kollegen, den er noch nicht kannte.

«Angelo Rossi!» stellte der sich vor.

«Oh je, noch ein Rossi! Wir haben doch schon einen. Wir werden dich Angelo nennen und den Rossi eben Rossi. Ach, Unsinn, wir nennen ihn ja eh schon Luccio. Ist das okay?»

Beide nickten.

Rossi war, wie schon angedeutet, Bu-Bus bester Mann. Zum ständigen Team gehörte dann noch sein Assistent Marco Ronconi, noch etwas «halbgar», oft zerfahren, aber äußerst kreativ, hatte er in schwierigen und verfahrenen Untersuchungen oft gute Ideen, in welche Richtung man eine Sache weitertreiben konnte. Und schließlich war da noch Rosalinda, die beste aller denkbaren Sekretärinnen, absolut zuverlässig, liebenswürdig, allerdings nicht nur «etwas» übergewichtig, sie war gewissermaßen das Übergewicht «in Person»; kurz vor der Pension, hielt sie immer noch den «Laden» zusammen, allein schon durch ihr ständiges Kaffeekochen, ihre unversiegbare Fröhlichkeit und Kommunikationsfähigkeit, man könnte für letzteres auch «Neugier» setzen. Außer dieser ständig zur Abteilung gehörenden Gruppe waren ihm zur Bildung der für das Attentat zuständigen Sonderkommission noch fünf weitere, sonst der zentralen Kriminalverwaltung zugeordnete Top-Kommissare zugewiesen worden, mit denen er (abgesehen von Angelo Rossi) schon öfter zusammengearbeitet hatte.

Bustamante begrüßte die Anwesenden und bat den Neuen, sich etwas ausführlicher vorzustellen. Spätestens an der Stelle, wo Angelo als sein Hobby «gut essen gehen» preisgab und als seine Lieblingsspeise «Apfel-Meerrettich-

Cremesuppe mit in Pinot gris gekochtem zartem Zander» erklärte, wußte Bustamante: Der Mann paßt zu uns.

«Nun, Leute (eine Anrede, die Bu-Bu immer gebrauchte, wenn er mehr als zwei Mitarbeiter vor sich hatte), ich muß ja wohl nicht viel dazu sagen, daß dies hier der wichtigste Fall ist, den wir je zu untersuchen hatten. Immerhin halten fast eine Milliarde von Katholiken diesen Mann für den ‹Stellvertreter Christi›. Und auch wenn man das wie ich etwas zurückhaltender sieht...»

Marco feixte und grinste an dieser Stelle, weil er die agnostische Einstellung des Questore kannte. Als dieser das mitbekam, wiederholte er mit Nachdruck:

«... zurückhaltender sieht, bleibt's dabei, daß der Papst Chef von Millionen und Abermillionen Menschen und eine moralische Weltautorität ist und daß die Welt, ob wir's wollen oder nicht, jetzt auf uns schaut. Basta! Mehr will ich dazu nicht sagen. Im übrigen steht auch der Justizminister, der Innenminister und die ganze Regierung unter wahnsinnigem politischen und diplomatischen Druck. Ich soll folgendes an Euch weitergeben.

Erstens: Wir haben die Vollmacht, uns ohne alle Einschränkungen und Bedingungen jede Unterstützung an Personen und Sachmitteln aus anderen Polizei- und Justizabteilungen heranzuholen. Das war übrigens mein Vorschlag. Denn ich halte nichts von riesigen Sonderkommissionen, die vor lauter Masse arbeitsunfähig sind. Wir bleiben eine kleine SK, die übersichtlich ist, und jeder holt sich an Mitarbeitern das, was er braucht. Das kann jeder von Euch selbst regeln. Ich möchte nur darüber informiert werden.

Zweitens: Ebenso haben wir die Sondervollmacht, alle Polizei- und Kriminalabteilungen Italiens, auch die der autonomen Regionen, für uns einzuspannen. Entsprechende Dekrete sind bereits erlassen worden und werden morgen bekanntgegeben. Auch Euro- und Interpol sind nach Mitteilung des Ministeriums bereit, uns jede Unterstützung zukommen zu lassen, gegebenenfalls sogar über die sonstigen Abmachungen und «Üblichkeiten» hinaus.

Und schließlich hat mich der Minister wissen lassen: Wenn wir im Lauf der Arbeit hier und dort ... vielleicht ... öö ... sagen wir (Bu-Bu stotterte, dann fiel ihm das soeben gebrauchte Wort wieder ein) «Üblichkeiten» überschreiten, werde er, soweit es geht, alles abdecken. Ist das klar?»

Keiner sagte etwas. Also war es klar.

Danach informierte der Vicequestore über die sofort nach dem Attentat angelaufenen Ermittlungsarbeiten: Verhöre der am Attentatsort befindlichen Besucher, Weisung an alle Pensionen und Hotels, ihre Gästelisten einzureichen, verschärfte Kontrollen an den Flughäfen auf Grund der ersten Phantombilder. Weiter informierte er über den Brief des jungen Deutschen. Dann ging es darum, die jetzt anstehenden Aufgaben zu verteilen. Dies geschah zwar in sehr bestimmter, aber nicht autoritärer Weise. Der «Pykniker» wußte, wie man eine angenehme Atmosphäre schafft.

«Angelo, beginnen wir mit dir. Welche Sprachen kannst du?»

«Neben ein bißchen Englisch sehr gut Deutsch, meine Großmutter war Deutsche.»

«Hervorragend! Du könntest dich sofort auf den Weg nach Deutschland machen. Nimm einen Flieger bis Basel und fahr von dort nach Freiburg.»

Er erklärte dann, was anstand: die Vermögensverhältnisse des jungen Deutschen ermitteln, um daraus zu schließen, ob er überhaupt das Geld dazu gehabt hätte, sich die teuren Geräte anzuschaffen und die drei Leute anzuheuern. Dann galt es, zusammen mit den deutschen Kollegen die Wohnung nach eventuellen Hinweisen zu überprüfen, ferner das Umfeld, Freunde, das Theologienkonvikt im benachbarten Rottenburg usw.

«Du kannst Dich gleich auf den Weg machen. Solltest Du in Deutschland Probleme haben, kannst Du Dich an Kriminalkommissar Arne Dietrich in Mainz wenden. Ich habe mit ihm zusammen einen Kurs beim FBI gemacht und mich mit ihm angefreundet. Über ihn habe ich auch die Kommissarin Tanja Schmidt, gleichfalls in Mainz, kennengelernt. Sie werden Dir sicher weiterhelfen, wenn es in der deutschen Bürokratie hakelt. Aber bleib noch einen Augenblick, damit Du weißt, was sonst noch ansteht.»

Die im Augenblick wohl wichtigste Aufgabe erhielt Lucio Rossi. Er sollte herausfinden, woher das Abschußgerät stammt. Dies war, wie sich sofort nach dem Attentat herausstellte, natürlich kein wirklicher Ophthalmograph, sondern ein spezieller, von außen nicht identifizierbarer Mini-Raketenwerfer mit Zielfernglas.

«Vermutlich gibt es nur wenige Firmen auf der Welt, die solche Geräte herstellen. Und vermutlich kann man herauskriegen, wer so was in letzter Zeit gekauft hat», meinte Bu-Bu. «Und dann kannst du dich auch mal umhören, wer Geschosse für diese Kleinstraketenwerfer herstellt und vertreibt.»

Dann waren noch als gelegentliche Mitarbeiter in der SK Filippo (Fil) Giollini und Carla Fontanelle. Beide waren eng miteinander befreundet, ja mehr als das: exklusiv lüert, so daß

man schon seit Jahren einen Hochzeitstermin erwartete. Aber dann konnten sie sich wieder tagelang zerzanken, zerstreiten, wie junge Hunde beißen. Wenn Bustamante sie so erlebte, wurde er immer aufs Neue an ein Distichon aus seiner humanistischen Schulbildung erinnert, an einen Vers von Catull, den wohl gelungensten Vers der ganzen römischen Literatur:

*«Odi et amo,
quare id faciam
fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio
et excrucior.»*

*Ich hasse und ich liebe.
Warum ich das tue,
fragst du vielleicht.
Ich weiß nicht, ich fühle nur, daß es geschieht,
und ich leide Folterqualen.*

Liebe und Haß lagen bei Fil und Carla ganz eng beieinander. Und nicht selten dachte Bu-Bu bei sich: Wie gut, daß ich nicht verheiratet bin! Wie auch immer: auf jeden Fall legten beide großen Wert darauf, zusammenzuarbeiten und ihren Job möglichst gemeinsam zu tun. So übertrug Bustamante ihnen die Aufgabe, alle Fernsehstationen, die während der Papstzeremonie gefilmt hatten, abzugrasen, ob es da vielleicht Bilder gebe, worauf der junge Deutsche und vor allem die drei Fernsehleute erkennbar seien, und ob mit diesen vielleicht noch andere Personen Kontakt aufgenommen hätten. Auch die Protokolle über die erste Befragung von Leuten, die sich auf dem Petersplatz in der Nähe der Attentäter befanden, müßten nochmals auf even-

tuell weiterführende Hinweise durchgegangen werden. «Zieht dafür noch andere Kollegen hinzu!»

Steve Hopkins, dem Namen nach angelsächsischer Herkunft, aber naturalisierter Italiener seit frühester Kindheit, also perfekt doppelsprachig, wurde der Kontakt zum amerikanischen und saudiarabischen Geheimdienst übertragen (zu kontaktieren über die jeweiligen Botschaftsattachés). Es war herauszufinden, ob sich Al Qaida schon zum Attentat geäußert hatte und ob es irgendwelche Informationen, vielleicht auch nur Gerüchte über Initiative oder auch nur Mitbeteiligung dieser Organisation am Attentat gebe.

Assistent Marco hatte die Arbeit der Polizeibehörden der Provincia di Roma zu koordinieren. Im weiten Umkreis Roms, praktisch in ganz Latium, hatte sich die Polizei bereits unmittelbar nach dem Attentat daran gemacht, alle Hotels und Pensionen um ihre Gästelisten zu ersuchen. Man mußte jetzt sinnvolle Kriterien anwenden, um unter diesen Tausenden von Namen die bekannte «Nadel im Heuhaufen» zu finden. Denn schließlich konnte man nicht davon ausgehen, daß die drei Fernsehleute hübsch als Team zusammen Quartier genommen hatten.

Und dann war da noch der gute, alte, kurz vor der Pension stehende Fernando. Seinen komplizierten Familiennamen vergaß man immer wieder. Er hieß einfach «der Fernando», ein liebenswerter, stets zu Späßen aufgelegter Kollege, der manches mit Bu-Bu gemeinsam hatte. Er wurde gebeten, eine Neufassung der Phantombilder zu veranlassen und zu begleiten. Denn die sofort auf Grund des ersten Verhörs mit Hilfe von Winckler angefertigten Bilder waren von so ausdrucksloser Allgemeinheit, daß sie für eine erfolgreiche Fahndung kaum in Frage kamen.

«Der Winckler stand gestern noch unter Schock, jetzt hat

er sich vielleicht etwas beruhigt und kann bessere Angaben machen. Rede ihm mal gut zu und schau, ob man die Dinger verbessern kann. Kannst ihm auch von mir einen Gruß bestellen. Ich hätte seinen Brief gelesen und würde darauf noch zurückkommen. Sei nett zu ihm! Wenn er's nicht war, braucht er Zuspruch, wenn er's war, kriegst du vielleicht auf die sanfte Tour was aus ihm heraus.»

Eine etwas längere Pause trat ein, bis Fernando fragte: «Und was hast Du, Bu-Bu, Dir selbst vorbehalten – außer der globalen Übersicht und großen Strategie natürlich?»

«Also, ich werde zu den vatikanischen Stellen gehen und da zunächst mal nach der Dreherlaubnis des japanischen Fernsehsenders fragen. Überhaupt werde ich mich dort mal ein wenig umsehen. Übrigens, ich vergaß ganz, Euch zu sagen, daß Msgr. Ugulaccio gleich zu uns kommt. Da das Attentat auf vatikanischem Staatsgebiet verübt und der Hauptverdächtige dort auch festgenommen und uns übergeben wurde, hat der Monsignore als Verbindungsmann des Vatikan auch das Recht, jederzeit über den Stand der Ermittlungen und neue Entwicklungen informiert zu werden. Aber, bitte, überlaßt mir die Weitergabe von Informationen. Ich möchte ihn nicht zu viele Einzelheiten wissen lassen. Jedenfalls jetzt noch nicht. Im übrigen müßte er eigentlich ...»

Genau bei diesen Worten klopfte es auch schon, und ein sehr selbstbewußter «Hochwürden» betrat den Raum, ein großer, schlank gewachsener Mittvierziger, dem man gleich den Intellektuellen ansah und der auch wohl keinen Wert darauf legte, seine Gescheitheit zu verbergen. Er war jemand, der seine Worte, Gesten und vor allem Gesichtszüge völlig im Griff hatte und keinerlei Gefühle zu äußern schien, ein «Typ», den der Questore vor allem als Macht-

menschen erlebt hatte, als «kalten» Machtmenschen. Denn schließlich gab es auch den «barocken» Machtmenschen, wo so etwas wie Macht zusammen mit Reichtum, Luxus und Sinneslust einfach zur «Freude des Lebens» gehört. Solchen «Machtmenschen» konnte man noch versöhnlicher begegnen. Msgr. Ugulaccio aber war kalt, eiskalt. Angesichts der versammelten Sonderkommission gab er sich jedoch leutselig, ließ sich die einzelnen Mitarbeiter vorstellen und reichte jedem die Hand, genauer: den vordersten Teil von einigen Fingern, so als wolle er um Himmels willen nicht zu viel Kontakt aufnehmen.

Bu-Bu behandelte ihn höflich, nannte kurz, sehr kurz die als nächstes anstehenden Aufgaben einiger (nicht aller) Kollegen und tat dann den ebenso nichts wie alles sagenden Satz:

«Wir ermitteln in alle Richtungen!»

«Glauben sie denn nicht, in diesem jungen Deutschen den Täter schon zu haben?»

«Er streitet es jedenfalls ab. Das haben ja bereits die Zeitungen gestern berichtet. Und ich weiß nicht, ob er, wenn er's war, allein dazu im Stande gewesen ist.»

«Na ja, der Haß macht zu vielem fähig.»

«Schon, schon», sagte der Vicequestore im freundlichsten Ton, dessen er fähig war, aber für die, welche ihn kannten, mit deutlich sarkastischen Untertönen, «schon, schon, aber dann gibt es auch Leute, die den Haß noch schüren.»

«Wie meinen Sie das, oder was meinen Sie damit?»

«Darüber, Hochwürden (und aus dieser Anrede konnte jeder, der Bu-Bu näher kannte, einen gewissen verächtlichen Ton heraushören), möchte ich mich mit Ihnen demnächst einmal privat austauschen. Im übrigen brauchen Sie sich wirklich nicht zu bemühen, hier persönlich, womög-

lich sogar täglich vorbeizuschauen. Sehr oft wird niemand hier sein. Ich versichere Ihnen, Sie getreulich (wieder so ein Unterton!) über alle Fortschritte und Ergebnisse zu orientieren. Ich selbst werde Sie jeweils gern dazu im Vatikan aufsuchen.»

Der Monsignore nickte verhalten, man konnte seiner Reaktion nicht ansehen, was er wirklich dachte. Da er sich kurz darauf nach einigen nichtssagenden Sätzen zum Gehen anschickte, fragte der Questore noch: «Ach, sagen Sie, wer ist eigentlich für die Erteilung der Dreherlaubnisse im Vatikan zuständig?»

«Nun, der Ufficio Stampa überprüft die nationalen Presseausweise und Pässe und gibt dann an diejenigen die *tessera stampa*, eine Chip-Karte aus, die ein *permesso* der Stabstelle für Kommunikation vorweisen können. Und diese *permessi* erteilt Msgr. Rinaldo.»

Noch ein wenig *small talk*, und der Monsignore verließ gemessenen Schrittes den Raum. Etwas weniger förmlich verhielten sich dann die Mitarbeiter. Man ging eilig auseinander. Die große Hatz auf den oder die Attentäter war nun richtig angelaufen.

2 Bustamante ließ sich von seiner Sekretärin sogleich mit der vatikanischen Telefonzentrale verbinden und durch diese mit Msgr. Rinaldo, um einen Gesprächstermin mit ihm zu vereinbaren. Da man sich nicht kannte, stellte sich der Vicequestore kurz vor. Doch auch im Vatikan hatte sich bereits herumgesprochen, daß er die für das Attentat zuständige Kommission leitete,

und der Monsignore war sogleich bereit, ihn am Nachmittag zu empfangen. Als Bustamante nach dem in Eiltempo verrichteten Essen und einer kurzen Siesta zu ihm kam, hatte dieser bereits in Voraussicht der anstehenden Probleme alle diesbezüglichen Unterlagen auf dem Schreibtisch vor sich liegen.

Msgr. Rinaldo, ein schon weißhaariger Kurialbeamter mit typisch römischem Charakterkopf (Bu-Bu wunderte sich, warum er Rinaldo hieß und nicht einen der römischen Adelsnamen trug), hatte ein gütiges Gesicht und machte einen freundlichen, vertrauenserweckenden Eindruck, auch wenn er bedrückt zu sein schien. Er kam gleich zur Sache:

«Schauen Sie», sagte er, «hier ist die Anfrage der japanischen Fernsehstation Fuji-lomo.»

Auf einem Briefbogen mit dekorativem, mehrfarbigem Briefkopf, dessen japanische Lettern weder der Monsignore noch Bustamante lesen konnten, war in englischer Sprache zunächst kurz die Bitte um Dreherlaubnis formuliert, sodann waren die Namen des Teams (zusammen mit einer Kopie der Reisepässe und nationalen Presseausweise) angefügt. Es folgte eine längere Begründung. Hierin war ausgeführt, weshalb man außer der Kamera noch den Ophthalmographen mitbringen wollte (eine Begründung ähnlich derjenigen, die man dem jungen Deutschen gegeben hatte) und warum man deshalb unbedingt zwei separate, ungefähr 30 bis 50 Meter voneinander liegende Drehplätze im letzten Teil des Prozessionswegs haben müsse. Das Ganze schloß mit der Bitte, auch drei Personen, die dem Papst nahestanden bzw. -stehen und die man auf ihre «emotionalen Reaktionen» hin beobachten wolle, als dem Team zugehörig zu betrachten und ihnen eine entspre-

chende Akkreditierung zu erteilen. Es folgten dann die Namen Gesmeraldo Wavronitzky, Strapnu Chia-Ko-Strunu und Tobias W. Winckler. Da diese in verschiedenen Ländern zu Hause seien, werde man ihre Pässe dem vatikanischen Presseamt im Original vorlegen, wenn man in Rom angelangt sei.

«Wie immer haben wir dann eine Kopie der Anfrage an die entsprechende Nuntiatur, in diesem Fall also nach Tokio, gesandt mit der Bitte um Überprüfung und um einen Vorschlag, die Erlaubnis zu erteilen oder abzulehnen. Hier ist die positive Empfehlung!»

Er überreichte Bustamante die Antwort, die offenbar per Diplomatenpost nach Rom gekommen war. Das Schreiben der Nuntiatur war kurz. Es beinhaltete im wesentlichen nur, daß es sich bei Fuji-lomo um einen der größten und zugleich seriösesten Privatfernsehsender Japans handle und man deshalb keinen Grund sähe, weshalb man dieser Anfrage nicht positiv entsprechen solle.

«Hat denn die Nuntiatur beim Sender nicht zurückgefragt?»

«Nun, ich habe nach dem Attentat, als sich herausstellte, daß dieses Fernseheteam in die Angelegenheit verwickelt zu sein schien, unserer Nuntiatur telefonisch die gleiche Frage gestellt. Tatsächlich haben sie nicht zurückgefragt. Zeitgleich hatte nämlich auch die Nuntiatur vom Sender eine Kopie der Anfrage an uns zugesandt bekommen mit der Bitte um freundliche Empfehlung. Sie haben sich offenbar durch das offizielle Briefpapier täuschen lassen sowie durch folgendes: Noch am gleichen Morgen, an dem die Anfrage des Senders auf dem Postweg in der Nuntiatur eintraf, rief jemand vom Sender aus an bzw. stellte sich jemand als Redakteur des Senders vor und fragte, ob die Postsendung

angekommen sei; ihm seien Bedenken gekommen, ob die Kopien der Reisepässe und Presseausweise genügten; er sei gern bereit, noch heute persönlich die Originale vorbeizubringen, denn man hätte diese gerade vom italienischen Konsulat mit den entsprechenden Visa zurückerhalten. Natürlich benötigte man seitens der Nuntiatur die Originale nicht. Aber das Ganze wirkte so echt, daß man gar nicht auf die Idee kam, beim Sender nachzufragen.»

«Aber sind Ihnen, Monsignore, denn nicht Bedenken gekommen, als Sie den Namen des Deutschen, Tobias Winckler, lasen, der doch auf den Papst schon ein Attentat – ein unblutiges, aber immerhin ein Attentat – verübt hatte?»

Msgr. Rinaldo schwieg einen Augenblick. Man merkte, wie unangenehm ihm diese Frage war. Sein Gesicht schien bleicher zu werden und seine Züge sich zu verkrampfen.

«Ich muß ihnen gestehen, daß ich über die drei Namen, die ja für einen Italiener ohnehin kaum zu lesen und auszusprechen sind, einfach hinweggegangen bin. Ich mache mir deshalb riesige Vorwürfe. Schon seit zwei Nächten kann ich nicht recht schlafen. Irgendwie fühle ich mich mitschuldig an dem, was vorgefallen ist. Sicher, dann sage ich mir auch wieder: Selbst wenn ich die Namen ausdrücklich zur Kenntnis genommen hätte, weiß ich nicht, ob mir beim Namen Winckler die Ohren geklingelt hätten. Denn das Ganze liegt nun doch schon mehr als acht Monate zurück, und so oft ist sein Name nicht in der Presse erschienen. Da konnte man meist nur von «diesem jungen Deutschen» lesen. Es kam noch hinzu, daß ich zeitlich sehr unter Druck stand, da zu diesem Termin fast 70 Fernsehstationen und ungefähr 240 Journalisten um eine *tessera stampa* angesucht hatten und zu überprüfen waren.»

Bustamante deutete so etwas wie Verständnis an. Die

Sache mit den drei Namen war ja auch raffiniert gemacht. In Wirklichkeit waren die beiden erstgenannten Personen nie aufgetaucht; offenbar waren es erfundene Namen, die für einen Italiener kaum aussprechbar sind und wohl nur dazu dienten, daß man über sie und damit auch über den dritten hinweglesen sollte.

«Was hätten Sie eigentlich getan, wenn Ihnen der Name Winckler die ganze Affäre von damals ins Gedächtnis zurückgerufen hätte?»

«Ich weiß nicht, vermutlich hätte ich Msgr. Ugulaccio kontaktiert.»

Wieder dieser Ugulaccio?, dachte Bustamante. «Warum gerade ihn?»

«Er hatte mit diesem jungen Deutschen damals zu tun, und er hat Kontakt zu den verschiedenen vatikanischen Ämtern, die mit den Medien des Kirchenstaats zu tun haben.»

«Was haben denn die Rückfragen Ihrer Nuntiatur beim Sender ergeben?»

«Natürlich gab es weder den anfragenden Redakteur noch die Personen des Fernseheteams, noch das Filmprojekt. Die Presseausweise waren gefälscht, ebenso die Kopien der Pässe. Auch die Telefonnummer, die für eventuelle Rückfragen der Nuntiatur angegeben war, existiert beim Sender nicht; es ist eine sogenannte Wertkarten-Handy-Nummer, die in Japan, wie auch in vielen anderen Ländern, nicht identifizierbar ist.»

Die Sache war also professionell eingefädelt. Ob das der Tobias Winckler hätte zusammenbringen können? Ohne entscheidende Mithilfe sicher nicht! Wo waren also die Mittäter zu suchen oder sogar die wirklichen Täter, wenn es sich tatsächlich so verhielt, wie er geschrieben hatte?

«Sagen Sie, Monsignore, vermutlich werden Sie sich doch auch Gedanken über mögliche Täter gemacht haben. Nehmen wir an, der junge Deutsche hat tatsächlich abgedrückt, ohne – wie er sagt – zu wissen, was dadurch geschah, und nehmen wir weiter an, auch eine Terrororganisation à la Al Qaida stehe nicht hinter all dem, wer käme Ihrer Meinung nach noch in Frage? Gibt es vielleicht im Vatikanstaat oder in einer der Dikasterien der Römischen Kurie jemanden, der mit dem Papst eine offene Rechnung zu begleichen hatte, oder agierte da gar eine ganze Oppositionsgruppe gegen ihn?»

Der Monsignore schwieg, er wiegte zunächst nur den Kopf ein wenig hin und her, atmete schwer, sagte dann «Entschuldigung!», stand auf und trat seitwärts an das große Fenster seines Arbeitszimmers und schaute hinaus. Bu-Bu nahm interessiert dieses etwas seltsame Verhalten zur Kenntnis. Er suchte, soweit der breite Rücken des Kurialen es zuließ, ebenfalls durch das Fenster zu sehen, das den Blick auf die vatikanischen Gärten freigab. Das Wetter war ganz plötzlich umgeschlagen, wie es nicht selten bei Tramontana geschieht. Im trüb-fahlen Licht des anrückenden Scirocco, dessen bleierne Schwere Bustamante bereits bei der viel zu kurzen Siesta verspürt hatte, ließ eine male-riche Piniengruppe Allerseelenstimmung aufkommen. Ein «Allerseelengesicht» hatte auch der Monsignore, als er sich nach wenigen Minuten umwandte und wieder Platz nahm.

«Entschuldigen Sie bitte, aber in den letzten beiden schlaflosen Nächten kamen mir auch entsprechende Gedanken; ich habe versucht, sie zu verscheuchen. Doch nicht immer gleich mit Erfolg. Und nachdem Sie jetzt die Frage ausgesprochen haben, kam mir so vieles wieder in den Sinn.

Sehen Sie, ich will ihnen gegenüber ehrlich sein: Spontan möchte ich und kann ich auf Ihre Frage, ob hinter dem Attentat möglicherweise kuriale Kreise stehen könnten, entschieden mit Nein antworten. Es ist für mich einfach nicht vorstellbar, daß Menschen, die sich dem Dienst Gottes und seiner Kirche geweiht haben, den «Stellvertreter Christi» umbringen. Auf der andern Seite aber nahm in den letzten Monaten die Opposition gegen die Reformvorhaben des Papstes solche Formen an und konnte man Worte und Redensarten hören, die alles in den Schatten stellen, was unter Christen und zumal unter solchen, die dem Papst besondere Gefolgschaft versprochen haben, möglich sein darf.»

«An was für Formen, Worte, Redensarten erinnern Sie sich da?»

«Nun, zum Beispiel man müsse einmal überlegen, ob man den Papst nicht als unzurechnungsfähig erklären könne. Damit werde der Weg frei, einen neuen Papst zu wählen. Ja, einige meinten sogar, was der Papst vorhabe, richte sich gegen Glaubensgrundsätze und gegen kirchliche Lebensformen, die durch Jahrhunderte geheiligt seien. Deshalb sei aus ihm ein Häretiker geworden. Und für diesen Fall gebe es ja seit dem 14. Jahrhundert geheime Akten über das dann fällige Procedere: Eine Kardinalskommission müsse die Häresie feststellen, dann sei *eo ipso* der Papst nicht mehr Papst, und dann habe man die Möglichkeit, einen neuen Papst zu wählen. Manche gingen noch weiter und meinten, man solle den Papst unter massiven Druck stellen, daß er entweder seine Vorhaben zurücknehme oder «aus freien Stücken» abdanke.»

«Aber um Himmels willen, was hatte denn der Papst so Schreckliches vor? Ich habe nur gehört, er wolle die Vatika-

nischen Museen und andere kirchliche Besitztümer an die UNESCO oder an den italienischen Staat verschenken, den Vatikanstaat und das Nuntiaturwesen in seiner jetzigen politischen Gestalt auflösen, andere Formen zentraler kirchlicher Verwaltung suchen und überhaupt andere Weisen kirchlichen Lebens verwirklichen. Ist das denn so schlimm?»

«Nein, aber die Reformvorhaben des Papstes gehen, ach, ich muß ja jetzt sagen: gingen schon recht weit. Aber darüber sollte ich eigentlich keine weiteren Einzelheiten verbreiten.»

Der Questore, dem vieles, sehr vieles bei diesen Ausführungen durch den Kopf ging, bedankte sich und machte Anstalten zu gehen, nicht ohne den Hinweis, vielleicht käme er nochmals wieder. Er hatte den Eindruck gewonnen, mit diesem Kirchenmann könne man vernünftig reden. An der Tür wandte er sich nochmals zurück:

«Ach, wissen Sie, auf welche Weise die Chip-Karten der *tessera stampa* für die Journalisten hergestellt werden? Müssen die selbst ein Foto mitbringen, oder ...?»

«Soviel ich weiß, haben die vom Ufficio Stampa einen Automaten, in den die Daten eingegeben werden und der in einem einzigen Vorgang die Betreffenden fotografiert und dann die fertige Chip-Karte auswirft.»

«Das heißt dann aber auch, daß der Apparat zusammen mit den Daten die Fotos speichert!»

«Da bin ich ziemlich sicher!»

«Oh je!» sagte der Vicequestore, «dann gibt es Arbeit!»

Noch von den Gängen des Palazzos aus telefonierte er mit Fernando. Der solle sofort die Arbeit mit Winckler an der Herstellung der Phantombilder der drei Fernsehleuten stoppen und sich statt dessen im vatikanischen Ufficio Stampa Kopien von deren Fotos besorgen und diese mit

einer neuen Fahndung an alle Hotels und Pensionen in Latium sowie an die Grenzbehörden senden.

3 In den folgenden Stunden des späten Nachmittags kam es dann Schlag auf Schlag. Ausgerechnet bei diesem Sciroccowetter, das man am besten zwischen Bett und Kaffee-Bar übersteht!

Als Bu-Bu in seine Dienststelle zurückkehrte, fand er die Nachricht von zwei Hotelmorden vor, die an verschiedenen Orten in Latium geschehen waren. Erste Ermittlungen hatten ergeben, daß die beiden Ermordeten (durch Schüsse aus vermutlich ein- und derselben Pistole) eine gewisse Ähnlichkeit mit den ersten, noch gestern angefertigten Phantombildern aufwiesen, und zwar mit den Bildern von jenen Männern, die der junge Deutsche in seinem Brief als «Japaner oder sonstwie Asiate» bzw. als «Italiener» bezeichnet hatte. Das mußte jetzt sofort an Hand der nun zur Verfügung stehenden Fotos der vatikanischen Pressestelle überprüft werden.

Bu-Bu war noch dabei, entsprechende Anweisungen zu geben, da traf Luccio mit aufregenden Neuigkeiten ein: Schneller als erwartet, hatte er mit Hilfe des italienischen Geheimdienstes herausgebracht, daß es zwar unzählige Firmen gab, die Miniraketen produzierten, daß aber weltweit nur zwei Firmen – eine amerikanische und eine japanische – die beim Attentat benutzten Abschlußgeräte herstellten (sieht man einmal davon ab, daß ein geschickter Bastler so etwas zur Not auch privat konstruieren kann, wenngleich dann die Präzision wohl zu wünschen übrig lassen dürfte).

Schnell stellte sich dann auch heraus, daß die japanische Firma, Yakutishi Technological Ltd. in Tokio, für ihren Hightech-Vertrieb in Rom auf der Via Nazionale unweit des Palazzo Esposizione ein Außenbüro hatte. Der sofortige Besuch des Kommissars beim zuständigen Geschäftsführer Akiko Toyama, einem – wie Luccio sagte – jungen sympathischen Japaner, führte zu einem dramatischen Ergebnis:

Vor ungefähr sechs Wochen sei ein junger Ausländer (der Geschäftsführer vermutete: ein Deutscher oder deutschsprachiger Südtiroler) bei ihm gewesen und habe nach einem solchen Gerät gefragt. Er habe sich als Trainer eines Schützenvereins vorgestellt, der sich in Zukunft nicht mehr nur mit Kleinkaliberschießen, sondern auch mit Miniraketen befassen wolle.

«Der Geschäftsführer hat dann völlig korrekt zur Antwort gegeben, er könne zwar ein solches Gerät beschaffen, benötige aber für solche kriegstauglichen Waffen eine Einfuhrgenehmigung des Verteidigungsministeriums. «Und wenn ich das Gerät privat nach Italien hereinbringe?» habe der junge Mann gefragt. «Dann müssen Sie es direkt bei meiner Herstellerfirma in Tokio kaufen; dann geht es mich aber nichts mehr an», so seine Antwort.»

Commissario Rossi hatte dem Geschäftsführer dann ein Bild von Tobias Winckler vorgelegt. «Und siehe, er war es!» erzählte Luccio triumphierend. «Der Geschäftsführer war sich seiner Sache ganz, ganz sicher! Dann habe ich sogleich auch den Paß dieses Winckler überprüft. Er war tatsächlich vor ungefähr sechs Wochen in Japan. Vorher übrigens u. a. auch im Libanon und in Syrien.»

Der «Vice» zog die Stirn kraus und wiegte den Kopf leicht hin und her. Also doch tatsächlich der Winckler? Sollte das schon die Lösung sein?

«Wir haben jedenfalls die Sache weiter zu überprüfen. Morgen machen wir eine Gegenüberstellung.»

«Ist schon vereinbart!»

«Und dann müssen wir uns auch mal mit der Firma in Tokio in Verbindung setzen.»

«Auch das habe ich gleich telefonisch getan! Man gab mir zur Antwort, daß tatsächlich vor ungefähr sechs Wochen jemand nach diesem Gerät gefragt und ein solches in Auftrag gegeben habe. Vor ca. drei Wochen sei dann ein – vermutlich, aber nicht sicher – anderer Mann erschienen. An den wurde es dann an Ort und Stelle gegen Barbezahlung ausgeliefert. Allerdings scheint zunächst einmal die Beschreibung keiner der beiden Männer zum jungen Deutschen zu passen.»

«Also geben wir sein Bild nach Japan durch. Am besten fügen wir auch noch die drei Fotos vom Fernsehteam hinzu. Anstatt daß wir uns aber an Interpol wenden, soll das am besten unser Militärattaché in Tokio machen. Der soll mal persönlich bei der Firma vorstellig werden.»

Schon bei den letzten Sätzen hatte es stürmisch an die Tür geklopft. Commissario Steve Hopkins hatte mit Hilfe der saudischen Botschaft herausbekommen, daß sich in einer Sondersendung der Fernsehgesellschaft Al Djazira die Terrorgruppe Al Qaida schärfstens von der Ermordung des Papstes distanzierte, mit den gleichen Argumenten wie beim damaligen versuchten Anschlag auf den Petersdom. Auch diesmal wurde der Verdacht auf die Gruppe Beni-es-saida gelenkt, die – so hieß es wörtlich – «in Rom bekanntlich über einige Kontaktpersonen verfügt».

Wer mag das wohl sein? sinnierte der Vicequestore und bat Commissario Hopkins, sofort all den Kontakten nachzugehen, welche die Gruppe der damaligen Flugzeugent-

führer während des Prozesses gehabt hatte (Verteidiger usw.) und womöglich jetzt noch während der Strafverbüßung unterhielt.

Ein «doppio espresso», den niemand so gut wie Rosalinda zuzubereiten vermochte, sorgte für einige Minuten Entspannung. Die feucht-schwüle Luft des Scirocco hing nach wie vor drückend über Rom, sie lähmte alles Denken, machte die Gliedmaßen bleiern-schwer und erzeugte im Umgang mit andern ein hohes Maß an Gereiztheit und Aggressivität. Das Einsetzen des abendlichen Totengeläuts von allen Glocken der Ewigen Stadt, das der Dekan des Kardinalskollegiums, der höchste kirchliche Würdenträger bis zum Konklave, angeordnet hatte, fügte sich trefflich in diese morbide Stimmung ein.

Schon wollte der Vicequestore die Arbeit für heute beschließen, da liefen nochmals letzte Informationen ein: Es bestätigte sich an Hand der neuen, vom Ufficio Stampa erhaltenen Fotos, daß die beiden im Hotel Ermordeten tatsächlich die vermuteten Fernsehleute waren. In einem Fall war der Mörder von einem aufmerksamen Portier gesichtet worden. Es war offenbar Malvageta, der Dritte im Bunde. Der Portier hatte sich sogar die Nummer seines Autos gemerkt. Aber das hatte nicht viel weitergeführt. Der Wagen war als gestohlen gemeldet und wurde ganz schnell in der Nähe von Terracina auf einem Parkplatz ohne nennenswerte weitere Hinweise und Spuren gefunden.

Vermutlich wollte Malvageta durch den Doppelmord zwei Mitwisser ausschalten, dachte Bustamante. Das hieß aber auch: mindestens die beiden konnte der junge Deutsche nicht umgebracht haben. Er gab Anweisungen, nicht nur – wie schon bisher – per Interpol nach Malvageta zu fahnden, sondern auch dessen Identität im einzelnen nach-

zugehen. Todmüde schleppte er sich dann nach Hause, einer kleinen, ziemlich ungepflegten Junggesellenwohnung in der Via degli Botteghe Oscure.

Sein Papagei «Meister Jakob» (da Bu-Bu ihn von einem deutschen Freund übernommen hatte, nannte er ihn auch weiterhin bei seinem deutschen Namen, wobei das «Meister» sich doch meist in ein «Maestro» verwandelte), sein Papagei also überschüttete ihn sogleich mit einem heillosen Gekrächze, aus dessen Durcheinander man auch die beiden einzigen Wendungen entnehmen konnte, die der Papagei beherrschte: «Va bene!» (In Ordnung) und «Mannagia!» (Verdammt!).

Bustamante liebte seinen Papagei, er hatte so «altkluge» Augen und konnte ihn so weise und durchdringend anschauen, so wie Bu-Bu selbst gern blicken würde. Ein bißchen Wasser und ein paar Körner für Meister Jakob. Dann ein Blick in den Kühlschrank, schnell ein Stück Käse, ein Schluck Wein. Er hatte keinen Appetit, geschweige denn Hunger. Ihm reichte es einfach! Nach dem wie immer wortreichen Gefasel der nur emotional aufgeblähten, aber absolut nichtssagenden Fernsehnachrichten warf er sich aufs Bett. Gottseidank nebelte der Scirocco alles Denken ein, so daß Bu-Bu nichts daran hinderte, in einen traumlosen Schlaf zu fallen.

4 Luccio hatte den Geschäftsführer der römischen Außenstelle von Yakutishi Technological Ltd. für 10 Uhr ins Ufficio bestellt. Doch bevor Tobias Winckler aus der Haftanstalt «Regina caeli» – wegen seiner mittelschweren Gehirnerschütterung unter Begleitung

eines Arztes – in den Justizpalast überstellt wurde, ließ sich der Questore mit seinem Dienstwagen zur Krankenabteilung des Zuchthauses fahren, um den jungen Deutschen dort privat zu befragen. Wenn der schon ein so großes Vertrauen zu ihm hatte, wollte er mit ihm nicht erst auf dem Ufficio, sondern vorher, in der eher intimen Atmosphäre des Krankenzimmers reden.

Die Fahrt zur Haftanstalt war eine einzige Katastrophe, da am Vormittag auf dem nahen Petersplatz die Beisetzungsfeierlichkeiten für den ermordeten Papst abgehalten wurden. Die Straßen waren verstopft, nicht nur mit Autos und Autobussen, sondern auch mit Unmengen von Fußgängern, die alle nach St. Peter strömten. Daß bereits drei Tage nach dem Mord Requiem und Beerdigung stattfanden, war absolut ungewöhnlich. Aber da der Papst durch das Attentat in Stücke zerrissen war, konnte man ihn nicht mehr aufbahren. Ja, wegen des feucht-warmen Wetters war es nicht einmal möglich, den geschlossenen Sarg (wegen des penetranten Leichengeruchs) zum Erweis der «letzten Ehre» den Menschen zu präsentieren. So hatte man den ehest möglichen Termin für die Beisetzung gewählt.

Als der Questore im Krankenzimmer des jungen Deutschen eintraf, erwähnte er mit keinem Wort das in wenigen Minuten beginnende Requiem; vielmehr kam er nach einigen mitfühlenden Nachfragen zum Gesundheitszustand und der Bitte, für den Augenblick nicht näher über den Brief zu reden, gleich zur Sache.

«Waren Sie schon einmal in Japan?» fragte er mit freundlichster Stimme.

«Nein!»

«Wirklich nicht? Wie kann dann in Ihrem Paß ein japanisches Visum stehen sowie japanische Grenzstempel?»

Winckler entgegnete gleichgültig, als ob ihn das nichts angehe: «Dann war ich halt doch dort! Nach dem Vorfall in der Sala Leonina war ich in -zig Ländern; die meisten davon habe ich überhaupt nicht mehr im Kopf.»

Der junge Deutsche machte einen gottserbärmlichen Eindruck, und das nicht nur wegen des Gesichts, das mit zahlreichen Pflastern beklebt und von nicht wenigen Blutergüssen und Schrammen übersät war. Er sah übernächtigt aus, mit schwarzen Schatten unter müden Augen, die sich unruhig hin und her bewegten. Das verkörperte schlechte Gewissen!

«O.K., kennen Sie das römische Außenbüro der Firma Yakutishi Technological Ltd. auf der Via Nazionale?»

«Nein, ganz sicher nicht! Nie davon gehört!»

«Überlegen Sie gut; es wird in wenigen Minuten zu einer Gegenüberstellung kommen. Ein Zeuge behauptet, Sie dort vor ca. sechs Wochen gesehen zu haben. Waren Sie zufällig vor ungefähr sechs Wochen in Rom?»

«Nein, da bin ich ja gerade erst von meinen Eskapaden in Fernost nach Freiburg zurückgekehrt. Was soll das Ganze überhaupt? Ich habe doch längst den Mord gestanden. Ich habe – wie ich Ihnen schrieb – meinen Vater getötet, wirklich und wahrhaftig. Ganz tief in meinem Innern und mit freiem Willen wollte ich ihn umbringen und habe ich ihn umgebracht, wenn auch nicht so, wie Sie es mir vorwerfen. Mit dem Abschußgerät und den Raketen habe ich nichts zu schaffen!»

«Nun ja, <die Gedanken sind frei!> Aber mit einem Mord in Gedanken haben wir als Justiz nichts zu tun. Bis jetzt jedenfalls noch nicht. Wer weiß, was in einigen Jahren sein wird, wenn reale und virtuelle Welt bis zur Ununterscheidbarkeit immer mehr aneinanderrücken und inein-

andergreifen. Jetzt müssen Sie das, was Sie belastet, mit sich selbst oder – ich weiß nicht – mit einer andern Instanz ausmachen. Für uns sind Sie in jedem Fall nicht schuldig, wenn Sie den Papst nicht leibhaftig umgebracht haben. Noch etwas: Sie wissen, daß der Papst bei diesem Attentat in unzählige Stücke zerrissen wurde. Damit hätten wir leicht die Möglichkeit, einen DNA-Vergleich zwischen ihm und Ihnen anzustellen, falls Sie einverstanden sind und sich einem solchen Test unterwerfen wollen. Dann gäbe es endlich mal Sicherheit über Ihre Herkunft, ob oder ob nicht der Papst wirklich Ihr Vater war.»

Tobias Winckler zuckte mit den Achseln, als ob es ihn nicht sonderlich interessiere. Für ihn stand offenbar ohne allen Zweifel fest, daß er der Sohn des Ermordeten war. Dann nickte er leicht. «Meinetwegen!» Und sofort danach zuckte er wieder mit den Achseln.

«O.K., wir sehen uns dann gleich im Ufficio wieder!»

Die Gegenüberstellung gestaltete sich umständlich. Um ein halbwegs objektives Ergebnis zu erhalten, beklebte man zwei Polizisten in Zivil, die dem jungen Deutschen nicht völlig unähnlich waren, mit Pflastern und schminkte ihnen einige Blessuren ins Gesicht. Als man die drei maladen Gestalten dann Herrn Akiko Toyama vorstellte, zeigte dieser, ohne auch nur im Geringsten zu zögern, auf Winckler. Im anschließenden Verhör bestätigte er nochmals: «Der war's! Ganz sicher!» Anschließend gab er die Aussagen, die er Commissario Luccio Rossi gegenüber schon mündlich gemacht hatte, zu Protokoll.

Sollte der Fall also im Wesentlichen gelöst sein? Blieben nur noch die Art und Weise der Beteiligung der drei Männer vom Fernsehteam sowie die beiden Morde offen?

Der Vicequestore fragte den begleitenden Arzt um

Erlaubnis, ein weiteres Verhör mit Winckler führen zu dürfen. Aber bevor dieser noch antworten konnte, traf ein Telefongespräch von Angelo Rossi aus Freiburg mit einer frappierenden Nachricht ein. Zwar hatten die Überprüfung des Bankkontos und zahlreiche Interviews mit Leuten aus dem Umfeld Wincklers nichts Wesentliches ergeben. Aber bei einer gründlichen Wohnungsdurchsuchung fand die deutsche Kripo im Kleiderschrank in einer Jackentasche eine Eintrittskarte für die Vatikanischen Museen mit Datum vom 20. Mai sowie – zerknüttelt – ein Faszikel des «Messagero» vom 21. Mai, beides lag also ziemlich genau sechs Wochen zurück. Damit war die Aussage des japanischen Geschäftsführers untermauert: Tobias Winckler war tatsächlich zur besagten Zeit in Rom gewesen, was er heute Morgen noch ausdrücklich verneint hatte. Die Schlinge zog sich enger um den Hals des «Papst-Sohnes».

Da der Arzt ein sofort sich anschließendes Verhör nicht für opportun hielt, verabschiedete sich der Questore sehr freundlich und warmherzig vom jungen Deutschen und sagte zugleich seinen Besuch für den frühen Nachmittag «nach Ende der heiligen Siesta» an.

«Überlegen Sie aber – bitte, bitte! – bis dahin gut, was Sie auf die Fragen antworten wollen, die ich Ihnen heute morgen schon gestellt habe! Es kommen noch ein paar andere dazu.»

Kurz vor Mittag traf auch schon die Antwort des Militärattachés aus Tokio ein: Der Manager von Yakutishi Technological Ltd., der mit dem Verkauf des Schießgeräts zu tun gehabt hatte, konnte niemanden auf den vier Fotos mit Sicherheit identifizieren, obwohl nach seinem – wie er sagte – «permanent schlechten Erinnerungsvermögen» am ehesten noch Signor Malvageta in Frage käme. Wahr-

scheinlich sei dies der Mann gewesen, der das Gerät abgeholt und bezahlt habe, vielleicht sogar auch der, welcher es in Auftrag gab. Aber einsteigen könne er dafür keineswegs.

Als letzte Amtshandlung des Vormittags gab Bustamante die Anordnung, Signor Akiko Toyama in seiner Wohnung, die oberhalb der Geschäftsräume an der Via Nazionale gelegen war, rund um die Uhr zu bewachen. «Das ist jetzt unser Kronzeuge. Wer weiß? Solange wir den Malvagea noch nicht erwischt haben, ist der Japaner vielleicht auch gefährdet. Einen dritten Mord wollen wir erst gar nicht riskieren.» Man solle Toyama aber die Tatsache der Überwachung mitteilen, damit der wüßte, daß für ihn jederzeit Hilfe bereitstünde, und man solle ihm auch die Telefonnummer des Überwachungswagens geben. Commissario Luccio Rossi solle das Ganze in die Hand nehmen und koordinieren.

5 Bustamante ging nur selten mittags nach Hause. Meist aß er eine Kleinigkeit in der Kantine und zog sich dann zur anschließenden Siesta in sein nobel eingerichtetes Dienstzimmer zurück. Doch heute hatte er das Bedürfnis, allein zu sein und die bisher vorliegenden Resultate zu überdenken. So machte er sich auf den Heimweg. Zwar stand ihm jederzeit ein Dienstwagen mit Fahrer zur Verfügung, aber wenigstens einmal am Tag ging er die Strecke zwischen dem Palazzo della Giustizia und der Via degli Botteghe Oscure zu Fuß. Bei seiner ohnehin beliebten Figur brauchte er unbedingt die Bewegung, aber er liebte es auch – übrigens völlig untypisch für

einen «Romano di Roma» (einen in Rom gebürtigen Römer) –, durch die lebhafte Stadt zu gehen und den Menschen bei ihrem quirligen Treiben zuzuschauen. Er bevorzugte kleine Gässchen, in denen er mal mit diesem, mal mit jenem ein Schwätzchen hielt, weiter ging's dann an der Piazza Navona vorbei, wo immer etwas los war: Gaukler, Musikanten, schreiende Markthändler, Künstler, Touristen, und schließlich über den Largo Argentina, der stets am Verkehrsinfarkt zusammenzubrechen drohte, bis hin zu seiner Wohnung in einem Haus, in dem die Zeit schon seit langem stillstand.

Heute machte der Weg keine rechte Freude. Wieder waren die Straßen und Gassen voll von Pilgern, die von den Beisetzungsfeierlichkeiten in ihre Quartiere strömten. Zudem machte die Schwüle des Scirocco die Glieder schlaff und kraftlos und trieb bei jedem Schritt neuen Schweiß hervor. Ein grauer Himmel hing tief und drückend über der Stadt und ließ kein frisches Lüftchen aufkommen. Ein nicht abziehender Gestank von modernden und faulenden Müllresten, von Qualm und Auspuffgasen vermischte sich mit den von Bu-Bu sonst äußerst geschätzten Düften der Kaffeeröstereien, die gerade in der Altstadt noch zahlreich anzutreffen waren. Das Ergebnis dieser Mixtur war ein widerlicher Pesthauch, der die Nase beleidigte und den Kopf vernebelte und die Schritte schneller gehen ließ, um bald dem Inferno zu entkommen und die vier eigenen Wände zu erreichen. Unter diesen Umständen war da nicht viel mit Sinnieren und Nachdenken über die bisherigen Ermittlungsergebnisse.

Der «Vice» öffnete seine Wohnungstür; eine angenehme frische Luft kam ihm entgegen. Er öffnete einige der verhangenen Fenster und begann sofort, sich eine Pasta aglio e

olio zu richten, eine der wohlschmeckendsten Pasten, deren Vorbereitung nur wenige Minuten in Anspruch nimmt und die sogar Meister Jakob mit Begeisterung fraß.

Bu-Bu lebte allein. Warum das so war, wußten nur die allerwenigsten (aber das ist eine eigene Geschichte). Eine Zugehfrau, die er ziemlich selten antraf, hielt ihm recht und schlecht Kleidung und Wohnung in Ordnung, machte die Einkäufe und stellte ihm hin und wieder Reste von ihrem eigenen Essen in den Kühlschrank. Wenn Bustamante «ordentlich» essen wollte – und das war nicht ganz selten –, lud er Freunde und Kollegen in exquisite römische Restaurants oder Trattorie ein. Kaum ein erlesenes Lokal, das er nicht schon besucht hatte. Dabei aß er äußerst selten à la carte, er ließ sich vielmehr vom Padrone die Spezialitäten des Tages empfehlen, die er danach zum Wohlgefallen oder Schrecken der Köche mit guten oder kritischen Kommentaren bedachte. Ähnliches spielte sich mit dem Wein ab. Wehe, dieser beleidigte die wenigen lustempfindlichen Zentimeter des Mundraums! Kein anderer kannte sich in der kulinarischen Landschaft Roms so aus wie Bu-Bu, und keine kulinarische Szene kannte nicht «den Questore». Kurz: er fühlte sich in der kulinarischen Welt wohl, fast so wohl wie – wiederum untypisch für einen «Romano di Roma» – auf seinen ausgedehnten Wanderungen in den Abruzzen, soweit die Berge in der Nähe der römischen Kapitale lagen. Deshalb focht ihn auch das Ungepflegte und Unfreundliche seiner Wohnung, die mit seinem pompösen Dienstzimmer im Justizpalast nicht konkurrieren konnte, überhaupt nicht an. Wichtig war ihm nur, einen Ort zu haben, wohin er sich wie in ein Schneckenhaus zurückziehen konnte.

Nach der rasant zubereiteten und konsumierten Pasta wollte der Questore wenigstens zu Beginn der Siesta – auf

einer schäbigen, schon durchgelegenen Couch – über den Stand der Ermittlungen nachdenken. Doch mehr als zu einigen taktischen Überlegungen für das Gespräch mit dem «Papst-Sohn» reichte es nicht. Der Scirocco war stärker ...

Um 15.30 Uhr stand der Dienstwagen abfahrbereit vor der Haustür. Wenige Minuten später betrat der Questore die minutiös abgesicherte und bewachte Krankenabteilung der Haftanstalt, in der der junge Deutsche ihn schon auf seinem zerwühlten Bett erwartete. Die Atmosphäre des Krankenzimmers, die Tatsache, daß der Patient allein schon durch seine Bettlage sich als der «Kleinere» und «Hilflose» darstellte, sein gequältes und sorgenerfülltes Gesicht – all dies bot ein geradezu klassisches Szenario, in dem Bustamante sein ganzes ihm eigenes «Charisma» einsetzen und so die Rolle eines vertrauenerweckenden, liebevollen «Opas» spielen konnte. Zunächst eine warmherzige Nachfrage nach dem gesundheitlichen Befinden des Patienten, dann ein angelegentlicher Dank für den langen Brief und das darin zum Ausdruck kommende Vertrauen, dann die Bekundung tiefen Verständnisses für die vaterlose Kindheit und Jugendzeit des Delinquenten, ja sogar für das unblutige Attentat in der Sala Leonina und die darauf folgenden Eskapaden. «Mein Gott, vielleicht hätte ich genau so oder ähnlich gehandelt!» seufzte er. Was bei diesem *small talk* Bu-Bu ehrlich meinte oder als bloßen Bluff einsetzte, wußten auch seine engsten Mitarbeiter nicht zu unterscheiden. Vielleicht nicht einmal er selbst.

Aber dann kam er zur Sache. Während die meisten anderen Kommissare im Verhör den Delinquenten lautstark und triumphierend ihre Ermittlungsergebnisse um die Ohren schlugen, um diese zu einem Geständnis zu bewegen, blieb der «Vice» ganz auf der «Soft-Linie». Wie eine lautlos sich

anschleichende Katze kamen nach einer längeren Pause mit samtener Stimme die Worte aus ihm heraus:

«Sie müssen mir jetzt bitte helfen. Was meinen Sie: Wie kann in Ihre Freiburger Wohnung eine sechs Wochen alte Eintrittskarte der Vatikanischen Museen kommen und ein Exemplar des Messagero, wo Sie doch sagten, Sie seien zu der Zeit gar nicht in Rom gewesen?»

Winckler bäumte sich, wie vom Blitz getroffen, auf. «Wie bitte? Ich war, seitdem ich die Rottenburger Pfarrer vor einem knappen Jahr bei ihrem Rombesuch begleitet habe und wo ich dann bei der Papstaudienz diesen Blödsinn angestellt habe, nicht mehr in Rom und schon gar nicht in den Vatikanischen Museen. Damals war ich zum ersten und einzigen Mal in Rom, wenn man mal von dieser Tragödie da auf dem Petersplatz absieht!»

«Mbo, Karte und Zeitung sind nun aber mal da!» antwortete Bustamante weiterhin mit kaum hörbarer Stimme, «ich glaube, die Karte war in der linken Jackentasche eines dunkelblauen Zweireihers, die Zeitung im Trenchcoat!»

«Das ist unmöglich, ganz und gar unmöglich! Ich habe zum Beispiel diesen Anzug seit meinem Abitur nicht mehr getragen. Er ist irgendwie altmodisch und paßt mir auch nicht mehr richtig.»

«Nun seien Sie mal ganz ruhig; Sie sind ein bißchen zu aufgeregt. Dazu ist gar kein Grund. Denken Sie mal in aller Ruhe nach. Denn – wissen Sie – irgendwie paßt die Sache mit der Eintrittskarte und der Zeitung zur Zeugenaussage von heute morgen. Danach sind Sie vor ungefähr sechs Wochen bei dieser japanischen Technologie-Firma aufgetaucht. Der Zeuge war sich ganz sicher!»

«Nein und nochmals nein! Das muß ein Irrtum sein, eine schreckliche Verwechslung. Ich habe damit nichts zu tun!»

«Schauen Sie», sagte Bustamante begütigend, «Sie haben im Grunde doch – und das finde ich ganz großartig und wirklich aner kennenswert! – den Anschlag auf den Papst schon gestanden, jedenfalls das Wichtigste an dieser Tat, nämlich daß Sie ihn umbringen wollten, wollten – verständlicherweise nach all dem, was er Ihnen angetan hat. Was hindert Sie nun eigentlich daran, ganz offen und ehrlich auch das Allerletzte zuzugeben, daß Sie Ihr Wollen dann schließlich in die Realität umgesetzt haben. Damit gehen Sie doch nur einen ganz kleinen Schritt weiter. Ich denke, Sie sollten dazu noch ein bißchen Mut zusammennehmen. Dann sind Sie entlastet. Ich sehe doch, daß es Ihnen nicht gut geht. Werfen Sie die Last von Ihrer Seele. Ich meine es gut mit Ihnen!»

Diese versöhnlichen und mit sanfter Stimme vorgetragenen Worte waren für den jungen Deutschen einfach «zu viel». Er trommelte wild mit seinen Fäusten auf den Kissen und Bettdecken herum, ohne daß dies seine Wut besänftigen konnte. Denn betrommelte Kissen und Decken machen nun mal nicht jenen Lärm, der die inneren Aggressionen zur Entladung und Entlastung bringt. Er schrie: «Ich will nicht als Papst- und Vatemörder in die Geschichte eingehen. Ich war es nicht, jedenfalls nicht, wie Sie denken. Ich war es nicht!»

In der eintretenden Stille gingen dem «Vice» blitzschnell Erinnerungen an Verhöre durch den Kopf, die mit der Geständnisverweigerung dieses Winckler eine große Ähnlichkeit hatten. Oft schon hatten Delinquenten bis zu einem bestimmten Punkt gestanden, also ein Teilgeständnis abgelegt, sich dann aber jedem weiteren Bekenntnis entzogen. Ihr ganzes Selbstbewußtsein, ihre Selbstachtung, schien daran zu hängen, zwar dies und jenes Böse

getan zu haben, aber nichts darüber hinaus. Wenn man ihnen dann zweifelsfrei dennoch die ganze Tat nachwies, blieben sie entweder bis zu ihrem Verfahren und weit darüber hinaus bei ihrer Leugnung, oder sie fielen buchstäblich in sich zusammen. Ihre Identität war zerstört, sie hatten sich durch ihr Geständnis selbst ausgelöscht. Sollte es jetzt mit diesem Winckler ähnlich sein? Er gab ja das Entscheidende zu: «Ja, ich habe meinen Vater getötet!», aber eines durfte nicht sein: «Ich will nicht als Papst- und Vatermörder in die Geschichte eingehen!» Daran hing offenbar seine Selbstachtung. War es so?

«Schauen Sie! Vielleicht denken Sie ja: Nachdem ich zum Entscheidenden meiner Tat stehe, zu meinem *Willen*, den Papst umzubringen, hätte ein weitergehendes Geständnis von mir keinen Sinn mehr, es würde mich nur noch tiefer in den Schlamassel hineinführen! Vielleicht denken Sie so! Aber ich bin ganz sicher: Wenn Sie mit uns kooperieren, wird der Richter Ihnen weitestgehend mildernde Umstände zuerkennen. Sie sind ja in *jedem* Fall nur ein Instrument von anderen Kräften, die Sie benutzt haben, um den Papst zu exekutieren. Entweder waren Sie ein bewußt mitarbeitendes Instrument oder ein nichts ahnendes Instrument. Ein Instrument waren Sie in jedem Fall. Denn das wissen wir mittlerweile, daß Sie das Ganze nicht allein auf eigene Faust und mit eigenen Mitteln planen und durchführen konnten. In der Zwischenzeit sind übrigens schon zwei Männer aus dem Fernsighteam ermordet worden. Denken Sie deshalb ruhig auch mal an Ihre eigene Sicherheit. Und schließlich dürfen Sie nicht übersehen: Sie würden nicht einfach als mieser Papst- und Vatermörder in die Geschichte eingehen. Sie wären gewissermaßen auch ein leuchtendes Fanal. Sie würden unüber-

sehbar zeigen, zu was eine Kindheit, der man den Vater vorenthält, ja, die ihn sogar völlig auslöscht, führen kann. Sie hätten sozusagen eine <heilsgeschichtliche Funktion>!»

All denen, die Bu-Bu näher kannten, wäre bei den letzten Worten der zynische Unterton nicht entgangen. Der junge Deutsche nahm dies aber wohl nicht wahr. Er schüttelte nur leise den Kopf.

«Hatte denn sonst noch jemand Zugang zu Ihrer Freiburger Wohnung?»

«Nein! Das heißt doch: ein Nachbar hat Nachschlüssel, damit, wenn mal was passiert, jemand in die Wohnung hinein kann.»

«Wie heißt der?» Bu-Bu notierte sich die Adresse in sein elegantes, ledergebundenes Notizbuch, ein nobles Geschenk des Justizministers.

Das nun eintretende lange Schweigen, in das nur das ewige Rauschen der römischen Verkehrskulisse drang, durchbrach der Questore mit leiser Stimme: «Soll ich Ihnen mal den Gefängnisseelsorger vorbeischicken? Vielleicht können Sie mit ihm alles besprechen?»

Tobias Winckler schüttelte kaum merklich den Kopf. «Ich war es nicht!»

Bustamante blickte auf die Uhr. In einer halben Stunde war ein Treffen mit dem Justiz- und dem Innenminister vorgesehen, die dann mit ihm zusammen den Staatspräsidenten aufsuchen wollten. Dieser hatte sich wegen der weltweiten Bedeutung und Ungeheuerlichkeit des Falls direkte Informationen erbeten. Anschließend war dann eine Pressekonferenz angesetzt.

Bu-Bu stand auf und verabschiedete sich mit verhaltener Stimme: «Nun, gut, überlegen Sie sich das Ganze nochmals in aller Ruhe. Aber haben Sie Verständnis dafür, daß wir

Sie auch nach Ihrer gesundheitlichen Genesung noch ein wenig hier behalten müssen. Trotzdem Ihnen alles Gute!» Tobias schaute nicht auf und reagierte nicht, als der «Vice» ihm die Hand entgegenstreckte. Er blickte nur unsäglich traurig ins Leere. Irgendwie mochte der Questore diesen jungen Mann.

6 Die Audienz beim Staatspräsidenten in Gegenwart der beiden Minister und anderer leitender Beamter war nur kurz. Der Präsident hatte zahlreiche ausländische Staatsoberhäupter, die zur Beisetzung nach Rom gekommen waren, zu Besuch. Im übrigen sah auch Bustamante keinen Grund, den Stand der Ermittlungen im Detail offenzulegen. Kein Wort darüber, daß sich die Schlinge um den Hals von Winckler enger schnürte, kein Wort über die Informationen, die er von Msgr. Rinaldo erhalten hatte. Er brachte nur Grundsätzliches zur Sprache: Nach dem jetzigen Wissensstand kämen möglicherweise – möglicherweise! – drei ganz unterschiedliche Täter bzw. Tätergruppen in Frage: 1. der junge Deutsche, dessen aktive Beteiligung immer noch nicht ganz geklärt werden konnte, 2. Mitglieder der Terrorgruppe «Beni-es-saida» oder 3. reformunwillige vatikanische Kreise. Kein einziges dieser drei «Subjekte» könne aber allein gehandelt haben. Man müsse wenigstens von einer Zweier-Koalition ausgehen: 1. Winckler zusammen mit Angehörigen einer Terrororganisation oder mit vatikanischen Kräften; 2. die Terrorgruppe zusammen mit Winckler oder mit irgendwelchen Prälaten; 3. letztere mit Winckler und/oder einigen Terroristen.

«Alles ist offen; wir ermitteln in jede Richtung und schließen weitere oder andere Täter und Tätergruppen nicht aus.»

Die Erwähnung einer eventuell in den Vatikan weisenden Tätergruppe sorgte für massive Aufregung und lebhaften Widerspruch. Der Staatspräsident und beide Minister forderten den «Onorevole Signor Questore» mit allem Nachdruck auf, «diese doch wohl nur äußerst entfernte Möglichkeit» nur ja nicht in die Öffentlichkeit dringen zu lassen, bevor nicht stichhaltige Beweise auf dem Tisch lägen.

«Allein schon die Andeutung einer Andeutung in diese Richtung wird weltweit Millionen von Katholiken auf die Palme bringen und unsere Beziehungen zum Vatikan nachhaltig belasten!»

Bustamante versprach in einer gespielten Unterwürfigkeit, die jedem aufmerksamen Beobachter auffallen mußte, «ergebenste Fügsamkeit» und überlegte sich schon einmal, wie er sich gleich in der Pressekonferenz für diese völlig überflüssige Belehrung rächen könnte.

Der Pressesaal des Innenministeriums war brechend voll. Das Aufbauen der Fernsehkameras von mindestens 80 Stationen, die alle zum Requiem für den ermordeten Papst nach Rom gekommen waren, machte einen Höllenlärm und heizte die ohnehin knisternde Spannung noch an. Nach einigen nichtssagenden Worten, für die die italienische Sprache wie keine andere prädestiniert ist, gaben die Minister dem Signor Questore das Wort. Auch vor diesem internationalen Gremium dachte er nicht daran, seine Karten auf den Tisch zu legen. Aber da er den Ministern eins auswischen und gleichzeitig die Phantasie der Journalisten, zumal der Regenbogenpresse, «anregen» wollte, wiederholte er die schon im Quirinal beim Präsidenten angestellt-

ten grundsätzlichen Überlegungen – allerdings mit einer kleinen, aber feinen Variante.

Nach dem jetzigen Wissensstand kämen möglicherweise – möglicherweise! – drei Tätergruppen in Frage: 1. der junge Deutsche, 2. Mitglieder der Terrorgruppe «Beni-es-saida» oder 3. – jetzt kam's! – «exotische» Kreise, die «an sich weit außerhalb des Blickwinkels der Aufmerksamkeit» stünden. Kein einziges dieser drei «Subjekte» könne aber allein gehandelt haben. Man müsse wenigstens von einer Zweier-Koalition ausgehen ... usw. usw. Und der Questore schloß wieder mit den ungeheuer aufschlußreichen Sätzen: «Alles ist offen; wir ermitteln in jede Richtung und schließen weitere oder andere Täter und Tätergruppen nicht aus.»

Natürlich schossen nach den Ausführungen des Questore die Finger fragewütiger Journalisten nur so in die Höhe. «Wer sind diese exotischen Kreise außerhalb des «normalen» Blickwinkels?»

«Nun, Näheres kann und darf ich jetzt dazu noch nicht sagen. Aber nehmen Sie mal an – wohlgemerkt: ich treffe hier keine Aussage, sondern nehmen Sie mal an–, es würde sich um australische Aborigines handeln.»

Die Antwort schlug wie eine Bombe ein. Im Saal schwoll das Murmeln gewaltig an, erregte Zwischenrufe und das Surren fast aller Kameras ließen die Geräuschkulisse erheblich zunehmen. «Wieso australische Aborigines?» riefen gleichzeitig eine Reihe von Journalisten. «Die haben doch mit dem Papst gar nichts zu tun!»

«Haha», antwortete Bu-Bu, «wußten Sie nicht, daß beim Antrittsbesuch des Papstes in Australien eine Gruppe von Aborigines den Papst zu ihrem Ehrenhäuptling erkor – zum Mißfallen einer Reihe anderer Stämme, die auf diese

Idee nicht gekommen waren. Da wurde ein hohes Quantum an Neid und Wut freigesetzt. Aber, ich wiederhole nochmals mit allergrößtem Nachdruck: Ich habe nicht gesagt, daß die Aborigines tatsächlich in Verdacht stünden, sondern ich habe sie nur als Beispiel dafür genannt, daß wir möglicherweise mit sehr «exotischen» Tätergruppen rechnen müssen.»

Das saß! Erstens hatte die internationale Presse jetzt ein Spielmaterial, das die Phantasie anregte und von den wirklichen Ermittlungsarbeiten ablenkte. Bu-Bu sah schon im Geist die Schlagzeilen der morgigen Skandalpresse wie «Chi», «Bild», «Express» oder «Sun» vor sich: «Die Spur führt in den Busch!», «Eingeborene Horden Australiens schickten Mordkommando!», «Der Papst – Opfer von Südsee-Killern!»

Zweitens aber hatte er diesen Naivlingen von Innen- und Justizminister eins ausgewischt. Wenn diese Angsthasen den Vatikan nicht genannt wissen wollten, dann parierte er eben mit «exotischen Alternativen», ohne damit im geringsten etwas «gesagt» zu haben; es war ja alles nur «ein Beispiel».

Man sah es deutlich: Beide Minister hatten die Revanche des «Vice» verstanden. Der Innenminister war blutrot im Gesicht, er kochte unübersehbar vor Wut. Der Justizminister dagegen konnte der Posse seines Beamten offenbar ein gewisses Ergötzen abgewinnen; er hielt sein Taschentuch vor den Mund, damit sein amüsiertes Prusten nicht allzu offensichtlich wurde.

Der Questore verließ den Pressesaal durch den Hintereingang, ohne noch auf die Minister zu warten. Ihm war eingefallen, daß es höchste Zeit war, sich bei Msgr. Uguccione zu melden, sonst würde der sich mit einem gewissen

Recht darüber beschweren, daß die Presse vor ihm unterrichtet worden sei. Er rief den Prälaten an, um einen Termin für den morgigen Tag auszumachen. Der aber bat ihn, doch nach Möglichkeit noch am heutigen Abend gegen 20.00 Uhr zu kommen, und zwar in seine Privatwohnung. Man könne ja ein gutes Glas Wein miteinander trinken!





EIN GESPRÄCH

Wer nicht sonderlich daran interessiert ist, zwischen welch lichten Höhen und finsternen Abgründen sich der Mordfall bewegt, kann dieses Kapitel getrost überschlagen. Die Ermittlung geht im folgenden Kapitel «Untersuchung II» zügig weiter.

1 Die Privatwohnung von Msgr. Ugulaccio befand sich auf der Via delle Mure Aureliane, ganz in der Nähe des Vatikans, in einem 1929, kurz nach den Lateranverträgen, erbauten luxuriösen Palazzo, der ursprünglich für leitende Angehörige des Governatorato (der «weltlichen Regierung» des Vatikanstaats) bestimmt gewesen war. Der Vicequestore hatte zum ersten Mal die «Ehre», den Prälaten in seinen Privatgemächern zu besuchen. Als dieser ihn nach Anmeldung durch den Hausportier schon an der Tür erwartete und angemessen freundlich begrüßte, schaute Bu-Bu sich neugierig um. Eine Riesenwohnung tat sich vor ihm auf: mindestens zehn Zimmer (abgesehen von den sanitären Räumen), die um einen gewaltigen Flur gruppiert waren. Gut, gut, mochte eine Tür auch zur Privatkapelle und eine weitere in den Klausurbereich der Schwestern, die hier den Haushalt versorgten, führen – wie der Monsignore sogleich eifertig und sozusagen entschuldigend bemerkte –, es blieben immerhin noch sieben Räume zur exklusiv privaten Nutzung des «hochwürdigsten Herrn». Spontan mußte Bustamante an einen Zynismus denken, den er einmal gehört hatte und der für ihn nicht wenige geistliche Würdenträ-

ger trefflich charakterisiert: «Er lebte seine Ganzhingabe an den Herrn Jesus Christus in einer Zehn-Zimmer-Wohnung.»

Über die ganze Wohnung waren, soweit Bustamante Einblick in sie nehmen konnte, eine Menge von Kunstschatzen, Preziosen, Designer-Möbel verteilt – und Spiegel, sehr viele Spiegel. Ob er wollte oder nicht, er erinnerte sich an frühere Psychologie-Vorlesungen zum Thema Narzißmus und regressive Autoerotik. Alles war äußerst kostbar und geschmackvoll eingerichtet, nicht zuletzt auch die Kapelle, die der Monsignore ihm gleich als erstes voller Stolz präsentierte. Ob sich hier wohl der Herr Jesus, der ja schließlich in einem Stall geboren und am Kreuz zu Tode gefoltert worden sein sollte, «wohlfühlen» kann?, dachte der Questore sarkastisch.

Gewiß, äußerst stilvoll war alles, was man zu sehen bekam, das mußte der Neid diesem Herrn lassen, zugleich aber war die ganze stinkteure Einrichtung – wie könnte es anders sein? – auch ein getreues Spiegelbild dieses schillernden «hochwürdigsten Herrn». Einige Originale von russischen Konstruktivisten sowie von Fernand Léger und Willi Baumeister hingen an den Wänden. Sogar eine Grafik des frühen Picasso gab es, dazu einige Surrealisten, unter denen Joan Miró und Salvadore Dalí auszumachen waren. Zwei Figurinen von Alberto Giacometti waren neben ein paar erratischen frühmittelalterlichen Plastiken aufgestellt. Und natürlich durfte auch der frühromanische Torso eines armlosen Kreuzes nicht fehlen.

Der Großteil des nüchternen, aber durchgestylten Mobiliars war aus silberfarbenem Metall, Aluminium oder Silber, und sehr hellem Holz. In den Stoffbezügen und Fenstervorhängen herrschten Grau- und Silbertöne vor;

nirgends setzten sich warme Gold-, Bronze-, Rot- oder Braunfarben durch. Alles war kalt, sehr kalt. Sachlich, konstruktivistisch, übersichtlich zeugte die ganze Wohnungseinrichtung vom Geist einer eher abstrakten Rationalität und vom Willen eines selbstmächtigen «homo faber», einen nicht nur geschmackvollen, sondern auch kongenialen Rahmen für die eigene Persönlichkeit zu schaffen.

Ein Wunder, daß der Monsignore bei diesem fast völligen Ausfall rötlich-warmer Farbtöne überhaupt einen Rotwein anbot, dachte Bu-Bu bei sich. Und was für einen Rotwein!

Nach einem kurzen konventionellen Hin und Her von Artigkeiten kam man schnell zur Sache. Der Questore informierte über den Stand der Ermittlungen, und zwar mit den mehr und minder gleichen nichtssagenden Worten, die er schon dem Staatspräsidenten und den Ministern sowie der Pressekonferenz vorgetragen hatte, ließ aber bewußt die Erwähnung «vatikanischer Kreise» weg. Über ein möglicherweise drittes Tat-«Subjekt» sagte er lediglich, er habe mit dem exemplarischen Hinweis auf die Aborigines, von denen sicher morgen die Zeitungen voll sein würden, die internationale Presse nur an der Nase herumführen wollen. Natürlich sei da nichts «dran», doch müsse man gleichwohl mit einer Tätergruppe rechnen, die bisher noch nicht recht «ins Visier» gekommen sei. «Deshalb ermitteln wir weiter in jede Richtung!»

Ob man es glaubt oder nicht, die erste Flasche Wein ging schon zur Neige, wenngleich man gerade erst eine knappe halbe Stunde beisammen war. Aber nicht nur der Questore, auch «Seine Hochwürden» schätzte den Wein und hatte einen guten Zug. Beim Trinken allein, wenn sich die Gedanken vernebeln und die «Sicherungen» nach und

nach ausfallen, läßt sich offenbar dieser Ugulaccio nicht überrumpeln, konstatierte Bu-Bu.

Der Monsignore entschuldigte sich, um – wie er sagte – ein noch besseres Tröpfchen aus dem Keller zu holen, einen «Brunello di Montalcino», Jahrgang 1998. Nun denn!

2 Nach gebührender Begutachtung dieses absolut erstklassigen Rebensaftes begann der Monsignore: «Zurück zu diesem jungen Deutschen. Sie haben Zweifel, daß er der Täter bzw. der Initiator des Ganzen war? Er hat doch ein vortreffliches Motiv!»

«Nun, Sie haben es ja auch noch nachhaltig verstärkt. Darüber wollte ich sowieso mit Ihnen sprechen. Sie haben Winckler doch in einer Schwulen-Sauna getroffen und ihm dabei den Vater noch mehr vermiest.»

Man merkte, wie unangenehm Ugulaccio dieses Thema war. Zwar blieb sein Gesicht weiterhin unbewegt, vielleicht sogar noch versteineter als bisher, aber er griff sofort – unkontrolliert, wie der «Vice» festzustellen meinte – nach dem Glas, tat einen nervösen Zug und sagte dann sehr ruhig und diszipliniert:

«Also, damit das klar ist: Ich war in dieser Sauna, um zwei meiner «Sorgenkinder», die ich seit einiger Zeit geistlich begleite, zu treffen.»

«Muß man denn dazu in den Dunkelraum gehen?» replizierte Bustamante mit leiser Stimme.

Da der Monsignore nicht antwortete, sondern nur eine ganz leichte, wegwerfende Bewegung machte, fuhr Bustamante fort:

«Sie haben Winckler angeblich gesagt, der Papst habe sich Ihrem Eindruck nach als sein Vater geoutet, zugleich aber sein Desinteresse an ihm bekundet. Trifft das wirklich zu? Und wenn es zutrifft: Mußten Sie das dem jungen Deutschen denn wirklich in dieser brutalen Form mitteilen und so seinen Haß noch steigern?»

Wieder nahm der Monsignore einen nervösen Schluck zu sich.

«Schauen Sie, es hat doch keinen Zweck, dem jungen Mann etwas vorzumachen. Er muß halt mit den nackten Tatsachen leben!»

«Aber waren das wirklich <Tatsachen>? Sie hatten doch nur den <Eindruck>.»

«Ja, aber schon einen sehr dezidierten Eindruck!»

«War noch jemand anderer bei diesem Gespräch mit dem Papst dabei?»

Ugulaccio zögerte nur einen winzigen Augenblick. Dann sagte er: «Ja, Msgr. Tebaldi von der <Prefettura della casa Pontificia> (<Präfektur des Päpstlichen Hauses>). Ich glaube, der hatte mehr oder minder den gleichen Eindruck! Aber genau weiß ich es nicht. Wir haben darüber dann nicht mehr gesprochen.»

Eine kleine Gesprächspause trat ein, die der Monsignore mit der Frage beendete: «Nochmals, warum glauben Sie, daß Winckler es nicht gewesen ist?»

«Das habe ich nicht gesagt. Im Gegenteil! Vieles spricht für seine Täterschaft oder Mittäterschaft. Aber allein ist er es gewiß nicht gewesen. Mag sein, daß diese <Beni-es-saida> mit dahinterstecken, mag aber auch sein, daß wir noch ganz woanders suchen müssen.»

Wieder ein Pause. Man konnte den Eindruck gewinnen, daß der Prälat darauf wartete, daß Bu-Bu sich allmählich

verabschiedete. Schließlich war auch die zweite Flasche schon fast wieder leer, und das Gespräch schien erschöpft zu sein. Doch als Ugulaccio erst seinem Gast und dann sich selbst den Rest des Weins eingeschenkt hatte, lehnte sich Bustamante lässig zurück und sagte in freundlichem und harmlosem Ton:

«Da wir nun mal in aller Ruhe und bei diesem herrlichsten aller Weine zusammen sind, könnten Sie, falls Sie einen kleinen Augenblick Zeit haben, noch in einem ganz anderen Punkt meine Neugier ein bißchen befriedigen?»

«Come no, aber dann hole ich noch eine Flasche Wein!»

«Bravissimo, hervorragend! Ist es dann ganz und gar unerzogen und unverschämt zu sagen: Es wäre schön, noch mal dem gleichen zu <begegnen>?»

«Überhaupt nicht! Aber es braucht ein wenig Zeit, um in meinem nicht gerade ganz kleinen Weinkeller herumzuwühlen!»

Die kleine Unterbrechung gab dem Vicequestore Gelegenheit, ein wenig gründlicher die Einrichtung des Arbeitszimmers in Augenschein zu nehmen. Die Stirnwand des Raums wurde von einem riesigen Schwarzweißfoto beherrscht, dem überlebensgroßen Brustbild von Papst Johannes Paul II. Doch stellte sich dieser bedeutende Papst an der Wende zum 21. Jahrhundert auf diesem Foto mit einem seltsamen Gesichtsausdruck und in einer von Bu-Bu in dieser Deutlichkeit noch niemals gesehenen Haltung dar: Es war die Pose eines Herrschers, der mit unerbittlich starren Zügen und überlegen blickenden Augen den Betrachter nicht nur in seinen Bann zog, sondern ihn auch geradezu klein und ohnmächtig machte. Da wären wir eigentlich schon beim Thema!, kam es Bu-Bu in den Sinn. Das könnte ein guter Ausgangspunkt für das weitere Gespräch sein.

3 «Eine kleine Frage», sagte Bu-Bu so ganz nebenher, als der Monsignore mit einer stark angestaubten Flasche aus dem Keller zurückgekehrt war und die Gläser abermals gefüllt hatte. «Gefällt Ihnen eigentlich dieses Foto da?»

«Sehr sogar! Es zeigt diesen großen Wojtila, wie ich mir einen Papst vorstelle, wünsche, erwarte: machtvoll, energisch, voll Autorität, kompromißlos, kompetent, ein ‹Fels in der Brandung›, wenn Sie so wollen: der Vater der Kirche.»

«Dann hätten Sie gewiß Probleme mit dem gerade ermordeten Papst gehabt!»

«Und wie! Es war bestimmt ein Zeichen, ja sogar ein besonderer Eingriff der göttlichen Vorsehung, diesen Papst rechtzeitig zu sich zu rufen, bevor er schlimme und schlimmste Dinge in der Kirche angerichtet hätte!»

«Hört, hört!» grielte Bu-Bu. «Das haben Sie aber sehr, sehr schön formuliert! Und damit sind wir eigentlich auch schon beim Thema, zu dem ich Sie befragen wollte: Der Papst hatte doch bei diesem ominösen Gottesdienst zu ‹Peter und Paul› vor, ein sehr radikales Reformprogramm für die Kirche zu proklamieren. Was ist davon schon vorher durchgesickert? Gerüchte gibt es ja genug.»

Monsignore Ugulaccio überlegte einen Augenblick. «Kennen Sie den Film ‹In den Schuhen des Fischers›? Ein kitschiger Film mit einem kitschigen Papst, der das gesamte Vermögen der Kirche an die Armen verschenkt, die kirchlichen Kunstsammlungen auflöst und andere Absurditäten durchführt. Einfach kitschig! Aber Papst Johannes XXIV. will, Pardon: wollte noch mehr. Er hatte im Ernst vor, den Vatikanstaat zur Disposition zu stellen und damit die Kirche völlig aus dem Macht- und Einflußnetz von Politik und gesellschaftlichen Kräften herauszukata-

pultieren. Machtlos wollte er die Kirche, arm und «evangeliumsgemäß», wie er sagte, als ob nicht schon vor mehr als 700 Jahren ein heiliger Franz von Assisi mit einem solchen Experiment gescheitert wäre. Alle kirchlichen Ehren- und Würdentitel wollte er mit einem Federstrich abschaffen. Die Priester sollten sich gefälligst ihren Lebensunterhalt selbst verdienen und nicht den Gläubigen auf der Tasche liegen, dann wären sie auch näher bei den Menschen. Den Bischöfen legte er nahe, ihre prächtigen Palais zu verlassen und mitten unter den Leuten zu leben. Die Päpstliche Kurie und die Bischöflichen Ordinariate sollten radikal abspecken und den Charakter von administrativen Machtzentren ablegen.»

Nach einer kurzen Pause, in der der Monsignore zunächst am Weinglas nippte und dann den Questore anblickte, um die Wirkung des Gesagten auf ihn abzulesen, fügte er hinzu:

«Und stellen Sie sich vor: Eine neue Kurien-Kongregation wollte er einführen, eine «Propaganda»-Kongregation. Sie sollte heißen: «S. Congregatio ad propagandam caritatem» – «Hl. Kongregation zur Förderung und Verbreitung der Liebe». Sie sollte die oberste aller Kongregationen sein, also noch über der Glaubenskongregation stehen. Damit wollte der Papst den Vorschlag eines alten deutschen Jesuitenpaters aufgreifen, wonach jede amtliche römische Verlautbarung, also jede Enzyklika, jedes Dekret, jede Entscheidung vor ihrer Veröffentlichung von dieser neuen Kongregation geprüft werden muß, ob vielleicht dadurch die Liebe verletzt würde. Und diese Kongregation sollte von einer Frau geleitet werden und Mitglieder sollten nur engagierte Laien sein.»

Der Monsignore hielt noch einmal inne und schaute

Bustamante prüfend an, ob nicht auch der über einen solchen Vorschlag entsetzt war. Doch Bu-Bu ließ sich nichts anmerken. Und so fuhr der Kurialbeamte fort:

«Nicht wahr, das ist doch purer Kitsch und Unsinn. Beides: Kitsch und Unsinn! Kitsch, denn was soll das für eine Liebe sein, die über der Wahrheit steht? Gefühlsduselei, Harmoniemacherei oder was sonst? Und Unsinn ist es auch. Denn wenn jemandem eine Wahrheit oder eine Weisung nicht in den Kram paßt, wird er immer sagen: Sie verletzt mich, sie verletzt die Liebe! Oder?»

Der Vicequestore schwieg. Man merkte, daß der Monsignore nicht recht zufrieden war, daß seine Worte so wenig Widerhall fanden. So fügte er noch an: «Und als Pünktchen auf dem ‹i› sollte die zentrale Stellung des Römischen Pontifex – bedenken Sie: diese Stellung, die in Schrift und Tradition so eindeutig begründet ist – zurückgefahren werden zugunsten einer Regionalisierung der Kirche in verschiedene neue ‹Patriarchate› mit je großer Eigenständigkeit. Im Grunde lief bei diesem Papst alles darauf hinaus, die Kirche ins Ghetto, in die Bedeutungslosigkeit zu führen, und er selbst wollte dabei mitmarschieren. Denn natürlich hielt es ihn nicht im bisherigen Päpstlichen Palast, er hatte schon Anweisungen gegeben, ihm eine bescheidene Wohnung im Komplex des Lateran vorzubereiten. Schließlich sei er Bischof von Rom und nicht – wie er wörtlich sagte, stellen Sie sich das vor! – der ‹große Zampano der Kirche›. Eine Katastrophe, die Gott gerade noch verhindert hat.»

Ob da nicht vielleicht jemand nachgeholfen hat?, durchfuhr es Bustamante, der sehr aufmerksam und nicht ohne innere Anteilnahme den Ausführungen Ugulaccios gefolgt war. Auch in dessen Worten spürte man kaum merklich

eine leise innere Erregung, obwohl er diszipliniert genug war, seine Worte in der neutralen Attitüde eines distanzierenden Informanten vorzubringen. Aber schon der häufige, von ihm selbst nicht registrierte Griff zum Weinglas strafte alle gespielte Teilnahmslosigkeit Lüge.

«Und damit Sie nicht meinen, ich verschwiege etwas: Natürlich wäre es auch uns, den leitenden kirchlichen Behörden, ans Leder gegangen. Wir haben alle bereits eine sog. *«Intimatio»* (offizielle persönliche Mitteilung) erhalten, in der es hieß, jeder von uns sollte sich nach einer Pfarrstelle oder einer anderen seelsorglichen Tätigkeit umsehen. Und in einem privaten Gespräch mit Msgr. Tebaldi soll sich der Papst zu sehr unfreundlichen Aussagen über das – wie er sagte – karrieregeile Verhalten und den Lebensstil vieler vatikanischer Prälaten ausgelassen haben. Wer weiß, ob er's wirklich so gesagt hat. Und ich will es jetzt auch nicht hochspielen und kommentieren, etwa mit der Frage, wie's denn bei ihm selbst aussah, mit diesem von ihm verleugneten *«Papst-Sohn»* zum Beispiel. Viel wichtiger ist, daß der Papst vorhatte, die Substanz der Kirche zu verändern. Verstehen Sie? Die Substanz!»

Eine kleine Pause, die der Questore beendete: «Danke, herzlichen Dank! Sie waren sehr offen zu mir. Danke! Aber ich will Ihnen ebenso offen den Eindruck wiedergeben, den ich bei Ihren Ausführungen hatte: Ich war und bin einfach fasziniert. Denn was anderes wollte demnach der Papst, als die Kirche wieder in ihre ursprüngliche Gestalt, die im Laufe der Geschichte immer mehr entstellt wurde, zurückzuführen? Wissen Sie, in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil war ich noch ein junger Mann. Ich war damals unheimlich angetan von einer Aussage des großen Konzilstheologen Yves Congar. Der hat in sein

Tagebuch ein paar Sätze geschrieben, die ich damals auswendig gelernt habe. Sie lauten ungefähr so: «Ich sehe in der katholischen Kirche die – noch immer nicht abgeschüttelte – Altlast der Epoche, in der die Kirche Herrscherzüge trug, in der sie über weltliche Macht verfügte, in der Päpste und Bischöfe weltliche Herren waren, die einen Hofstaat hatten, Künstler protegierten und Anspruch auf einen Pomp erhoben, der dem der Cäsaren gleichkam. Das hat die Kirche in Rom nie abgelehnt. Sie hat den Auszug aus der konstantinischen Ära nie geschafft.» Nach allem, was Sie mir da über den ermordeten Papst erzählt haben, wollte der es endlich «schaffen». Und in der Tat: Wo finden Sie denn in der sogenannten Heiligen Schrift etwas über den «politischen Auftrag» der Kirche, über ihre «Durchorganisation», über Machtzentralen und Behörden, kirchliche Karrieren und Titel, Zentralverwaltung und kuriale Einflußnahme auf das gesamte kirchliche Leben? Im Gegenteil! Irgendwo steht doch im Neuen Testament: «Unter Euch soll es nicht so sein», nämlich so, wie es sonst in der Welt zugeht mit Macht, Einfluß, Geld, Ansehen.» Bustamante holte tief Atem.

«Und was Sie den «Marsch ins Ghetto» nennen», fuhr er fort, «das entspricht doch haargenau dem Kirchenbild der Bibel. Ich glaube, es ist im Hebräer- und ersten Petrusbrief, wo es ausdrücklich heißt: Die Kirche hat hier «keine bleibende Stätte». Ihre Zelte sollen deshalb auf Abbruch gebaut sein. Ihr «Ort» ist eben nicht die Geborgenheit der «festen Stadt», wo Sie, Monsignore, sie suchen. Sie, *Sie* wollen, daß die Kirche sich in der Welt einrichtet. Aber Ihr «Chef» hat «außerhalb des Tores gelitten», und deswegen meine ich, mal im Neuen Testament gelesen zu haben, daß die Kirche «zu ihm hinaus vor das Lager gehen muß», um mit ihm zu

leiden. Und all das heißt doch wohl: die Kirche ist nicht ein Machtfaktor *unter* vielen anderen, die Christen müssen vielmehr, wie der erste Petrusbrief sagt *«neben den andern»*, als *«par-öken»*, *«in der Fremde»*, *«in der Zerstreuung»* leben. Und *«als Fremdlinge und Gäste»* in dieser ganz anders orientierten Welt haben die Christen damit zu rechnen, von allen *«verfolgt»* und *«gehaßt»* zu sein, eben weil sie ganz anders leben, nach dem Evangelium halt. Was Sie, Monsignore wollen, ist eine angepaßte, wohlorganisierte, von spezialisierten Managern geführte Kirche, die so wie die übrige Welt das ewige Spiel von Macht und Gewalt und Einfluß mitmacht, und all das unter dem Mantel von Frömmigkeit!»

Das Gesicht des Monsignore nahm bei diesen unerwartet engagierten Äußerungen des Questore einen zunehmend erstaunten, aber auch verärgerten Ausdruck an.

«Aber, aber, das ist doch alles kirchliche Sozialromantik! Gegen die bösen Mächte dieser Welt, gegen Sünde und Bosheit muß die Kirche – das ist ihre Pflicht! – eine *«Gegenmacht»* aufbieten, gegen Beliebigkeit und Disziplinosigkeit Autorität, gegen die zentrifugalen Kräfte der Zerstreuung und Vereinzlung eine starke, alles zusammenhaltende Zentralgewalt. Wir sind in die Welt gesandt, verstehen Sie? In die Welt, in eine Welt, die im Argen liegt!»

«Aber gesandt wie *«Schafe mitten unter die Wölfe»*! Nicht wie ein besonders disziplinierter Wolf in die übrige Meute! Nein, nein, wenn schon, dann kann die Macht der Kirche nur ihre Ohnmacht sein, der Verzicht darauf, daß ihr – nicht anders als bei ihrem *«Chef»* – *«Legionen von Engeln»* zur Hilfe kommen. Aber ihre Ohnmacht, das ist dann auch ihre wirkliche Macht, die die Welt, wohlge-

merkt: die Welt, verändern kann. Denken Sie nur an die Bergpredigt!»

Das Erstaunen Ugulaccios schien noch größer zu sein als der massive Widerspruch, der sich in ihm regte.

«Um alles in der Welt! Ich verstehe Sie nicht! Man hat mir gesagt, Sie seien überhaupt nicht kirchlich. Sie seien ungläubig. Und jetzt stellen Sie sich geradezu als «Profitheologe» und Anwalt des «reinen Evangeliums» dar. Haben Sie etwa neben Jura auch mal Theologie studiert?»

«Ich bin praktizierender Agnostiker!»

«Und woher kommt ihr theologisches Wissen?»

Bustamante zögerte. Aber der Wein – auch die dritte Flasche ging schon wieder dem Ende entgegen – war nicht ganz ohne Wirkung geblieben und hatte seine Zunge gelöst.

«In der Tat, ich habe vor vielen Jahren mal Theologie studiert!»

«Wo?»

«Hier in Rom an der Gregoriana!»

«Darf ich indiskret sein? Wieso haben Sie dann alle kirchliche Praxis aufgegeben und sind zum Agnostiker geworden?»

«Weil die Kirche so ist, wie Sie, Monsignore, sie haben wollen», fuhr es wie aus der Pistole geschossen aus Bustamante heraus. «In einer Kirche, wie sie der ermordete Papst wollte, hätte ich vielleicht meinen Dienst nicht aufgegeben!»

Kaum hatte er das gesagt, biß er sich auf die Zunge. Da war ihm zu viel herausgerutscht. Und natürlich hatte der Monsignore diesen Lapsus bemerkt.

«Dienst aufgegeben? Wieso? Waren Sie mal Priester?»

«Das Ganze ist eine lange Geschichte. Und Sie würden

sie wohl kaum begreifen. Und im übrigen ist es – wie ich gerade sehe – schon nach Mitternacht. Hochwürden! Monsignore! Es war mir eine Ehre, ein Vergnügen, und der Wein ein absoluter Hochgenuß! Danke! Mille grazie! Wir sehen uns in den nächsten Tagen wieder! Arrivederci, ciao!»

Bei diesen Worten erhob er sich abrupt und verließ mit leichter Verbeugung, aber ohne Händedruck die hochwürdige Wohnung.



DIE UNTERSUCHUNG II

1 Der Questore hatte für das Gespräch mit dem Monsignore sein Handy abgeschaltet. Gleich unten im Flur des Palazzos stellte er es wieder an, und sofort wies es auf zwei Nachrichten in der Mail-Box hin. Die erste um 20.26 Uhr war vom persönlichen Sekretär des Innenministers, den Bu-Bu sehr gut kannte: Der Minister schäume vor Wut, und der Außenminister stimme in diese Wut mit ein. Er solle sofort zurückrufen. Bustamante fühlte sich amüsiert und nahm sich vor, frühestens am morgigen Nachmittag zu reagieren. Sollten die Minister doch erst einmal ihre Wut abreagieren.

Die zweite Nachricht, die um 22.32 Uhr von Luccio Rossi eingelaufen war, alarmierte ihn: Zwei junge Beamte, welche die Wohnung von Akiko Toyama, dem römischen Geschäftsführer von Yakutishi Technological Ltd., überwachten, hatten Luccio telefonisch mitgeteilt, daß der Japaner gegen 21.30 Uhr Besuch von einem Mann erhalten habe. Dieser sei «plötzlich aufgetaucht», weil gerade eine Gruppe von jungen Leuten über die Via Nazionale flaniert sei, und aus dieser Gruppe habe sich besagte Gestalt völlig unerwartet an die Haustür von Toyama begeben und sei sehr, sehr rasch in das Haus hineingegangen, so als wolle sie nicht gesehen werden. Deswegen habe man sie auch nicht genau beobachten und identifizieren können, ganz abgesehen davon, daß die Straßenbeleuchtung an dieser Stelle völlig unzureichend sei. Dennoch habe einer der

Beamten nicht ausschließen wollen, daß der Mann eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Fahndungsfoto von Malvagea habe.

Luccio war dann sofort – natürlich ohne Blaulicht – herbeigeeilt, konnte sich aber nicht entschließen, irgend etwas zu unternehmen, obwohl bis jetzt (22.32 Uhr) der Besucher das Haus nicht verlassen habe und das Licht in einigen Räumen von Signor Toyama immer noch unverändert brenne. Bustamante solle sofort, *sofort* kommen.

Das fehlte noch gerade! Jetzt bei seinem alkoholisierten Schädel! Gleichwohl, Bu-Bu fühlte sich durchaus noch fahrtüchtig. Und auch wenn Italien unter dem nivellierenden Druck der EU die 0,5-Promille-Grenze eingeführt hatte, war es doch – Gottseidank! – bei der alten Praxis geblieben. Wer sich fahrfähig fühlt, kann fahren. Wenn jemand dann alkoholisiert einen Unfall baute, war er «dran». So stieg er in seinen Wagen und erreichte nach wenigen Minuten die ihn schon händeringend erwartenden Beamten. Alles war unverändert. Auch jetzt nach Mitternacht hatte der Besucher das Haus noch nicht verlassen. Und immer noch brannte das Licht in der ersten Etage. Bustamante entschied sich zum Kontrollbesuch.

Die Haustür unten war geöffnet. Durch die Abschlußtür der ersten Etage, der Wohnung Toyamas, fiel Licht. Luccio klingelte, die beiden Polizisten hielten ihre Revolver entschert in der Hand. Bu-Bu blieb ein wenig im Hintergrund. Nur wenige Sekunden nach dem Klingelzeichen – Bustamante dachte bei sich: Eigentlich ein bißchen zu plötzlich! – öffnete der Japaner die Tür und rief sogleich gutgelaunt, als er den Vicequestore sah: «Ja, was ist das denn? Welche Überraschung! Welch später Besuch? Buona sera, buona notte! Was gibt's denn?»

«Wir machen uns Sorgen! Vor ungefähr drei Stunden haben Sie einen Besuch erhalten, der uns verdächtig vorkam, und dieser hat immer noch nicht Ihre Wohnung verlassen.»

«Doch! Schon längst! Vor zwei Stunden.»

«Wie bitte?» sagte einer der wachhabenden Polizisten, «wir haben keine Sekunde Haustür und Wohnung ohne Beobachtung gelassen.»

Toyama lächelte. «Ich habe ihn durch den Hintereingang herausgelassen, da er ohnehin seinen Wagen auf der Via Milano stehen hatte.»

«Um Gottes willen! Warum haben Sie uns nichts von diesem Hintereingang gesagt?»

«Weil er im Unterschied zur Haustür immer verschlossen ist!»

Die Beamten machten sich genauer mit den Örtlichkeiten bekannt. Der tatsächlich verschlossene Hintereingang des Hauses, das an der Ecke Via Nazionale / Via Milano lag, führte auf einen größeren Innenhof, an dem vier Garagen lagen und eine Reihe weiterer Autos unter freiem Himmel parkten. Dieser Hinterhof hatte eine Ausfahrt auf die Via Milano.

«O.K.», sagte Luccio, «die überwachenden Beamten müssen künftig halt ein bißchen weiter zurückfahren, um auch den Zugang zur Via Milano mit im Auge behalten zu können.»

Man hatte sich schon «Arrivederci» und «Buona notte» gewünscht, da fragte der Questore noch: «Wer war denn eigentlich der Besucher? Er kam den Überwachungsbeamten etwas seltsam vor.»

«Eine Ferienbekanntschaft aus Irland, ein Ire namens John Miller, den ich das letzte Jahr in Dublin flüchtig ken-

nengelernt habe und der sich jetzt auf einem Rombesuch bei mir gemeldet hat. Wir haben ein Glas Wein miteinander getrunken, einige Erinnerungen ausgetauscht und für übermorgen zum Essen verabredet. Das war's dann auch.»

«So spät kam der noch?»

«Ja, er hatte sich telefonisch vorher angemeldet. Schauen Sie, damit Sie ganz beruhigt sind...» Bei diesen Worten nahm er sein Handy aus der Tasche, wählte aus dem Menü die Option «Ankommende Gespräche» und zeigte auf die letzte Nummer. Bustamante nahm ihm das Gerät aus der Hand. Beim Notieren der Nummer übersah er nicht, daß die gleiche Nummer auch als vorvorletzte Eintragung erschien.

«Ich bin einfach neugierig!» sagte er dann. «Ich will mal sehen, wer sich meldet.» Und da das Handy abgeschaltet war, aktivierte er die Netzsuche.

Der Japaner legte ihm hastig die Hand auf den Rücken und führte ihn aus dem Hinterhof heraus an die Haustür. «Im Hof erhält man nur selten eine vernünftige Verbindung.» Aber es meldete sich unter der Nummer niemand.

Nochmals ein flüchtiges «Arrivederci, ciao!», und der «Vice» machte sich auf dem allerschnellsten Weg nach Hause. Am nächsten Morgen wußte er nicht mehr, auf welche Weise er ins Bett gekommen war...

2 Der folgende Tag war wohl der dramatischste. Bu-Bu traf, wenngleich absolut nicht ausgeschlafen, schon um 8 Uhr im Ufficio ein, um die gestern nachmittag und abend eingegangenen Ermittlungsergeb-

nisse zu studieren. Die detaillierte Fahndung nach der Identität von Malvageta hatte Erfolg gehabt: Dieser hieß in Wirklichkeit Ali Zanna; er hatte einen libyschen Vater und eine italienische Mutter. Letztere lebte mit ihrem ganzen Clan nicht weit von Rom, in Latina. Marco wollte der Sache weiter nachgehen und überprüfen, ob «Malvageta» sich dort befände und welche Kontakte er dort unterhielte.

Noch hatte Bustamante nicht alles durchgesehen, da stürmten auch schon Fil Giollini und Carla Fontanelle ins Dienstzimmer. Sie hatten in der Zwischenzeit mit einer Reihe von Kollegen unzählige Aufzeichnungen der verschiedenen Kamerateams, die am 29. Juni auf dem Petersplatz gefilmt hatten, durchgeschaut, ob hierauf die «Fuji-lomo»-Leute und Winckler zu sehen waren und sich da irgend etwas Auffälliges «getan» hatte. Möglicherweise waren sie nun gestern am späten Abend fündig geworden:

Ausgerechnet der nicht unbedingt weltweit bekannte Sender ORF II (Österreich) hatte einen Schwenk über den Petersplatz gemacht, bei dem die gesuchte Gruppe in entsprechender Vergrößerung recht gut zu sehen war. Es war just der Augenblick kurz vor dem Attentat. Die drei Kameraleute entfernten sich gerade sehr langsam und gemessenen Schritts von ihrer Kamera, die bekanntlich, ca. 30 Meter von Winckler entfernt, auf einer Leiter montiert war. Sie tauchten sofort in der Masse unter und waren dann nicht mehr zu sehen.

Die eigentliche Sensation aber bestand darin, daß sie ein bis zwei Sekunden vor ihrem Verschwinden an einer Person vorübergingen, der sie offenbar etwas zuriefen und die dann gleichfalls verschwand. Normalerweise müßte das nicht viel bedeuten. Man könnte sich vorstellen, daß sie vielleicht nur ein «Permesso!» riefen («Entschuldigen Sie

bitte!«), um durch die dicht gedrängte Menschenmenge durchgelassen zu werden. Aber als man das entscheidende Bild noch stärker vergrößerte, kam dieser Mann Carla bekannt vor. Sie war nämlich «zufällig» im Ufficio gewesen, als die Gegenüberstellung Wincklers mit dem japanischen Geschäftsmann geschah. Und so meinte sie, diese Person als den Signor Akiko Toyama identifizieren zu können. Darüber hatte es dann sofort, wie so oft, Streit mit Fil gegeben, weil dieser behauptete, die Vergrößerung sei so grobkörnig und schlecht, daß man darauf nicht einmal Männlein und Weiblein unterscheiden könne. Auch jetzt lagen sie sich noch in den Haaren, als Carla dem Questore ihre Vermutung mitteilte. Dieser hatte keine Lust, in den Streit der beiden einzugreifen (Gut, daß ich keine Frau habe!), sondern ließ sich das Bild vorlegen. Was er davon hielt, zeigte sich an seiner Reaktion.

Sofort schoß er nur so ans Telefon, um dringende Anweisungen zu geben. Aber als er gerade den Hörer abheben wollte, läutete es «wie bestellt»: Hopkins meldete sich mit einer weiteren sensationellen Nachricht: Erst am gestrigen Abend gegen 19 Uhr hatte er endlich den Anwalt jener Beni-es-saida-Leute erreicht, die damals den Anschlag auf die Peterskuppel versucht hatten. Es war kein von der Justizverwaltung zugewiesener Pflichtverteidiger, sondern ein ausgesprochen stinkteurer, allseits bekannter Nobelanwalt namens Luigi Monti. Gefragt, wer ihn damals für die Verteidigung gewonnen und dann auch bezahlt habe, gab er zur Antwort: ein gewisser Japaner namens Akiko Toyama. Der habe ihm als Begründung mitgeteilt, er sei zwar Japaner und habe mit den Arabern und ihrem Terrorismus nichts zu schaffen, aber er gehöre zur moslemischen Minderheit in Japan, und da könne er seine Glaubensbrüder,

auch wenn sie noch so einen großen, unentschuldbaren Unsinn gemacht hätten, nicht im Stich lassen, sondern wolle ihnen wenigstens einen guten Anwalt zukommen lassen.

Der gutmütige Questore war nicht wiederzuerkennen. Er tobte. «Warum hast Du mir das nicht sofort mitgeteilt?»

«Wie denn? Dein Handy war abgeschaltet. Ich habe dann noch am Abend die Sache überprüft. Toyama ist wirklich Moslem und dazu noch in entsprechenden Kreisen als radikaler Islamist bekannt. Und jetzt rufe ich Dich ja als erstes heute Morgen sofort an!»

Bustamante raste zusammen mit Giollini und Fontanelle zur Via Nazionale. Es waren zwei andere, neue Polizeibeamte, die vor der Wohnung Toyamas zur Überwachung abgestellt waren. Sie hatten ab 4 Uhr morgens ihren Dienst übernommen und «nicht eigentlich» etwas Besonderes bemerkt. Zwar habe gegen 4.30 Uhr ein Wagen die Tor-einfahrt zur Via Milano verlassen, aber da – nach Unter-richtung durch ihre Vorgänger – im Innenhof eine Reihe von Autos parkten, hätten sie keine Veranlassung gesehen, diesem Wagen nachzufahren.

Bustamante ahnte Schlimmes. In der Tat meldete sich in der Wohnung Toyamas niemand. Und nach gewaltsamer Öffnung der Etagentür zeigte sich, daß niemand anwesend war. Allerdings gab es auch keinerlei Zeichen einer Abreise oder gar Flucht. Im Gegenteil! In der obersten Schreib-tischschublade lagen Pass, Scheckkarten und nicht wenig Geld. Allerdings war kein Führerschein zu finden.

Der «Vice» ordnete eine verstärkte Überwachung von Wohnung und Seiteneingang an; dann kehrte er mit den beiden andern Kommissaren einigermaßen frustriert zum Ufficio zurück.

Grußlos, weil in großer Hast, informierte er sofort Rosalinda über die Auskunft des Anwalts Monti und über die Situation in der Wohnung Toyamas, damit diese die Informationen an die übrigen Mitarbeiter weitergäbe. Doch Rosalinda hörte ungeduldig zu, unterbrach ihn und hielt ihrerseits schon die nächste Überraschung bereit: Gegen 8 Uhr habe ein polnischer Pater auf der Straße zwischen Guadagnolo und dem Marienwallfahrtsort der Mentorella, d.h. auf einer total einsamen Straße, die während der Nacht so gut wie nicht befahren ist, eine Leiche neben einem Auto mit geöffnetem Kofferraum gefunden, in dem eine zweite Leiche lag. Die sofort von Palestrina herbeigerufene Gendarmerie habe die Leiche im Kofferraum «mit ziemlicher Sicherheit» als «Malvageta» identifiziert und als Eigentümer des Wagens einen gewissen Signor Akiko Toyama ausfindig gemacht.

«Oh Gott!» Zu mehr als diesem Ausruf reichte es beim Questore nicht. Und schon ging es, begleitet von Fil und Carla, mit Vollgas und Blaulicht los nach Guadagnolo.

Bu-Bu kannte diesen Ort, den höchstgelegenen der ganzen Provincia di Lazio, sehr gut, ebenso den Wallfahrtsort und die Straße dorthin. Auf seinen zahlreichen Wanderungen war er oft dort gewesen. Er liebte die Aussicht, die sich ihm dort darbot, über alles: nach Nordosten der Blick auf die Monti Simbruini, mit dem Autore und der Costasole, die er beide oft bestiegen hatte, davor die «klassischen» Ortschaften Gerano, Subiaco, Ciciliano, Saracinesco; nach Südosten dann die Scalambra, davor S. Vito Romano mit dem gar nicht so schlechten Weißwein (Olevano und Piglio mit dem noch besseren Rotwein konnte man leider nicht sehen!). Die Gegend war total einsam. Nur an Wochenenden vergnügten sich hier die Römer, sei

es, daß sie in der nahen Ortschaft ein Wochenendhäuschen hatten, sei es, daß sie hier nur zum «pic-nic» (in der Aussprache durch einen Italiener wurde daraus Pike-nike) Rast machten; an Wallfahrtstagen gab es gelegentlich einigen Pilgerverkehr.

Auf der zur Mentorella abbiegenden Straße, etwa hundert Meter hinter deren Abzweigung von der Hauptstraße nach Guadagnolo und nur wenige Meter vom Friedhof und seinen markanten Zypressen entfernt, sah man schon von weitem große Betriebsamkeit. Die Polizei hatte weiträumig abgesperrt, um die wenigen Neugierigen in Schranken zu halten. Die zuständige Gendarmerie von Palestrina war am Spurensuchen, Vermessen und Gestikulieren. Gott sei Dank war der Gerichtsmediziner schon gekommen und konnte erste, vorläufige Ergebnisse vorlegen.

Danach stellte sich die Sachlage folgendermaßen dar: «Malvageta» mußte offenbar noch lebendig in den Kofferraum hineingezwängt worden sein, vermutlich sogar freiwillig, weil er ohne eigene Mithilfe und womöglich noch in Leichenstarre niemals so perfekt in den Kofferraum hineingekommen wäre. Auch gab es keine Spur einer Fesselung oder Mundverklebung. «Malvageta» war dann, im Kofferraum liegend, durch einen einzigen Schuß in die Schläfe aus allernächster Nähe getötet worden; Selbstmord konnte man ausschließen, da man weder eine Waffe bei ihm fand noch die eingeengte Körperhaltung einen solchen Schuß zuließ. Der Tod schien etwa vier bis sechs Stunden zurückzuliegen.

Anders verhielt es sich mit Toyama: er lag hinter seinem Auto, einem blauen, in Rom nicht oft zu sehenden VW-Touareg, vor der geöffneten Heckklappe des Kofferraums, durchbohrt von mindestens sechs Schüssen, die von hinten

möglicherweise aus einer Entfernung von ca. ein bis zwei Metern abgegeben worden waren; höchstens zwei Schüsse davon waren tödlich. Die Mordwaffe, die, offenbar von einem Handschuhträger benutzt, auf dem Boden lag, war nach ersten Ermittlungen nicht mit derjenigen, die Malva-geta alias Ali Zanna erschossen hatte, identisch. Toyamas Tod dürfte etwa zwei Stunden später eingetreten sein.

Auf Grund dieser Daten war dem «Vice» und den beiden Kommissaren sehr bald das mögliche Szenario dieses Vorgangs klar: «Malva-geta» war zu Toyama, vermutlich einem Mitglied der Terrororganisation und Mittäter des Attentats, gekommen, ohne zu wissen, daß dieser überwacht wurde. Der Japaner bot ihm an, ihn heimlich mit dem Auto wegzubringen, so daß Malaveta freiwillig in den Kofferraum stieg. Dort wurde er, um einen Mitwisser auszuschalten, von Toyama ermordet, sei es sofort, sei es erst auf der Straße von Guadagnolo.

«Wir Idioten! Nein, *ich* Idiot!» bemerkte Bustamante, «als ich gestern Nacht bei Toyama den Hinterhof inspierte, stand da auch dieser Wagen, vielleicht war die Leiche schon <inbegriffen>. Heute Morgen gegen 4.30 Uhr brachte Toyama sie dann hierher. Und jetzt verstehe ich auch, wieso der Japaner mich aus dem Hof heraus an die Haustür führte, als ich die Telefonnummer seines <Gastes> wählte. Mit dieser fadenscheinigen Begründung, das Handy sei im engen Innenhof nicht benutzbar! Es gibt ja in Rom kaum Stellen, wo das Netz nicht hinreicht. Vermutlich fiel Toyama ein, daß er vergessen hatte, dem Zanna, ob nun schon tot oder noch lebendig, das Handy abzunehmen oder es abzustellen. Er befürchtete natürlich, daß ich das Klingeln aus dem Kofferraum hören würde. Oh, ich hätte da aufmerksamer sein müssen!»

Sofort fragte er den Commissario von Palestrina, der bis jetzt noch die Untersuchungen leitete: «Habt ihr bei der ‹Kofferleiche› ein Handy gefunden?»

«Ja!»

«Laß sehen!»

Tatsächlich zeigte das Handy als viertletzten Anruf die Nummer von Toyama an. «Ich Idiot! Das war mein vergeblicher Anruf gestern Nacht! Aber immerhin haben wir ein paar interessante Nummern, mit denen dieser ‹Malvagea› zuvor und danach telefoniert hat. Vor allem aber: Was ist mit der ‹allerletzten› Nummer los, die sich sogar drei Mal wiederholt, vielleicht hat er da noch – wer weiß? – aus dem Kofferraum telefoniert. Das würde dann aber auch heißen: Er wurde doch nicht sofort von Toyama ermordet! Vielleicht hatte der Angst, mit einer Leiche im Kofferraum in eine Polizeikontrolle zu geraten. Aber weil der Zanna im Kofferraum nichts sehen konnte, ist die letzte Nummer wohl im Telefonverzeichnis seines Handys gespeichert gewesen. Wie auch immer, viel interessanter ist natürlich: Wer hat diesen Toyama umgebracht? Offenbar kein Profi, wenn man aus einer Entfernung von nur ein bis zwei Metern sechs Schüsse braucht und die meisten davon nur harmlose Treffer sind!»

Während noch die weitere Spurensuche von den örtlichen Behörden durchgeführt wurde – Luccio und Fernando waren erst unterwegs zur «Verstärkung» –, beschäftigte in der nächsten halben Stunde die drei römischen Kommissare nur eine Frage: Wer hat Akiko Toyama umgebracht, diesen – soweit man jetzt absehen konnte – letzten Mitwisser des Papstattentats? Würde man, wenn man seinen Mörder gefunden hat, auch den eigentlichen Papstmörder erwischte haben? Winckler kam dafür natürlich

nicht in Frage. Im Gegenteil! Da Toyama offenbar zu den «Beni-es-saida» gehörte, war seine Kronzeugenschaft bezüglich dieses jungen Deutschen null und nichtig. Mehr als ein unwissendes, ahnungsloses Instrument in der Hand dieser Verbrecher dürfte der also wohl nicht gewesen sein. Freilich: was war dann mit der Eintrittskarte zu den Vatikanischen Museen und dem Faszikel des *Messaggero*? Man mußte dem noch weiter nachgehen.

Wer also hatte Toyama umgebracht? Gab es irgendwo in der Umgebung von Rom noch ein bisher nicht aufgetauchtes leitendes Mitglied dieser Terrorgruppe, der sich durch diesen Mord auch des letzten Mitwissers entledigt hat? Daß Bustamante auch an «vatikanische Kreise» und – im Zusammenhang mit dem Gespräch bei Ugulaccio – speziell auch an diesen dachte, teilte er allerdings seinen Kommissaren nur in äußersten Andeutungen mit. Irgendwie war ihm dieser Gedanke doch zu ungeheuerlich.

Daß der Monsignore bei seiner radikal kritischen Haltung Papst Johannes XXIV. gegenüber und seinem ideologischen Gerede vom Attentat als Wirken der «Vorsehung Gottes» Initiator eines Anschlags auf den Papst sein konnte, war denkbar, aber daß dieser selbst mit eigenen Händen jemanden ermordete, nämlich den japanischen Geschäftsmann, und indirekt noch in die Ermordung von mindestens drei anderen Personen verstrickt und deshalb mitverantwortlich war – das war einfach zu viel! Das war kaum glaubhaft! Aber darüber mußte er unbedingt nochmals mit Msgr. Rinaldo sprechen.

In diese gemeinsamen Überlegungen hinein platzte die Information des Commissario von Palestrina: die letzte Nummer, mit der «Malvageta» drei Mal telefoniert habe, sei die einer Familie Zanna in Latina. Die Nachricht löste

ein Aha-Erlebnis aus. Vielleicht schwante dem Signor «Malvageta» nichts Gutes, und er benachrichtigte vorsichtshalber jemanden aus seinem Clan, damit dieser dem markanten Auto von Toyama nachfähre und ihm gegebenenfalls beispringen könnte. Aber woher sollte Zanna wissen, daß man nach Guadagnolo fuhr? Also auch dem mußte man nachgehen!

Mittlerweile waren auch Luccio und Fernando eingetroffen und kümmerten sich um den Fortgang der Ermittlungen in diesem häßlichen Doppelmordfall vor einem so herrlichen Panorama.

Für die Rückfahrt nach Rom versorgten sich Bustamante und seine beiden Begleiter mit Pizza bianca und einigen Flaschen Aranciosa und stopften das karge Essen unterwegs in sich hinein. Man hatte keine Zeit zu verlieren. Das hinderte aber Fil und Carla nicht daran, zu schmusen und sich ordentlich abzuknutschen. Offenbar war alles wieder o.K. Also war es doch schön, eine Frau zu haben!, dachte Bu-Bu. Zwar machte ein Papagei weniger Ärger, aber ...

Da man unter Zeitdruck stand, entschloß sich Bustamante, doch schon an diesem späten Vormittag noch vom Auto aus den Innenminister anzurufen. Heute Nachmittag würde er anderes zu tun haben.

Daß der Innenminister tobte, war nichts Neues, das hatte Bu-Bu erwartet. Neu war nur, daß auch der Außenminister sich bitter über ihn beschwert hatte. Die australische Regierung hatte auf Drängen des «Hohen Rates der Aborigines» eine diplomatische Demarche unternommen, um in aller Form und mit großem Nachdruck gegen die Unterstellung zu protestieren, australische Aborigines seien in diese Affäre verwickelt. Und auch und gerade wenn diese Unterstellung nur als mögliches «Beispiel» gemeint gewe-

sen sei, zeige sich hier ein bedauerlicher Rassismus. Der Innenminister fügte hinzu, von diesem Vorwurf des Rassismus sei im übrigen die Weltpresse voll. Das habe er, der «Onorevole Questore», zu verantworten. Bustamante bedauerte. Er bedauerte sogar ehrlich; das hatte er nicht gewollt! Dennoch hatte die Finte dazu geführt, daß die Presse mit einem Nebenkriegsschauplatz befaßt war und ihm nicht anderweitig ins Handwerk pfuschte.

Kurz bevor man wieder im Ufficio ankam, telefonierte der Questore noch mit Msgr. Rinaldo und bat um einen sehr baldigen, ja möglichst umgehenden Termin bei ihm, aber darüber hinaus auch um die Vermittlung eines Termins mit Msgr. Tebaldi. Diesen wollte er befragen wegen des Gesprächs, das angeblich Msgr. Ugulaccio zusammen mit ihm beim Papst über den jungen Deutschen geführt hatte. Wenn beide Gespräche terminlich beieinander liegen könnten, erspare ihm dies einen Weg. Rinaldo sagte für den frühen Nachmittag zu und war sich sicher, daß im Anschluß daran auch ein Treffen mit Msgr. Tebaldi, dem «Prefettore della casa Pontificia», möglich sei.

Schließlich gab Bustamante telefonisch noch weitere Weisungen: erstens galt es, den Anwalt der Terrorgruppe, die das Attentat auf die Peterskuppel versucht hatten, zu befragen, wer außerdem noch davon wissen könnte, daß Akiko Toyama sein Auftraggeber gewesen sei.

Zweitens war das gesamte Umfeld von Akiko Toyama zu durchzuforschen, ob darin eine bisher noch unbekannt Person, die möglicherweise der örtliche «Capo» von «Beni-essaida» ist, vorkomme.

Drittens war da die Familie von Zanna: Könnte es sein, daß jemand aus dessen Clan Toyama umbrachte, nachdem dieser ihn erschossen hatte?

3 Es gab nur wenig Zeit für die heilige Siesta. Dennoch fühlte sich der «Vice» sehr erholt. Denn mittlerweile begann der Scirocco zusammenzubrechen, und es regnete – wie gewöhnlich unter solchen Umständen – Bindfäden oder, wie die Italiener sagen, «a catinelle», «wie aus Eimern». Dennoch entschloß er sich, zu Fuß in den Vatikan zu gehen. Er brauchte Bewegung, nicht nur für den Körper; auch den Gedanken und Ideen, die in ihm herumkreisten und ständig in neue Sackgassen führten, tat es gut, wenn er sich zu Fuß aufmachte und sich auf die Straße konzentrierte.

Denn äußerste Konzentration war angesagt. Rom war nun einmal nicht für Regen gemacht. Erst recht nicht die Straßen. Die Kanalisation war meist verstopft; das Wasser konnte nicht abfließen und füllte die kleinsten Unebenheiten der Fahrbahn aus. Was heißt «kleinste»? Überall verzierten riesige Querrinnen, immense Furchen und veritable Löcher die römischen Straßen. Die vorbeifahrenden Autos zogen eine Kaskade von Wasser hinter sich her, das jeden Passanten buchstäblich zu einem begossenen Pudel machte. Es zischte, spritzte und gischte, es sprühte und pladderte, es goß von oben und plätscherte von unten. Auch jeder Fußschritt auf dem Bürgersteig drohte, in einer Pfütze zu landen, aus der eine undefinierbare Flüssigkeit, eine Mixtur von Regenwasser, Abfällen und Hundekot, emporschoß und keinem Rock und keiner Hose die Chance auf Trockenheit beließ. Die Fußgänger hasteten mit tief vor das Gesicht gezogenen Schirmen umher, die das Sichtfeld verstellten und sich deshalb gegenseitig aufzuspießen drohten. Man mußte geradezu «strategisch» gehen, um ungefährdet seinen Weg zügig hinter sich zu bringen. Immerhin hatten sich in den gut 20 Wegminuten zum

Vatikan die «kreisenden» Gedanken des Questore beruhigt.

An der Porta di S. Anna erwartete ihn die Nachricht von Msgr. Rinaldo, zunächst solle das Gespräch mit Tebaldi stattfinden, anschließend stünde er zur Verfügung.

Bustamante wollte schon sein Handy abstellen, da erreichte ihn ein Anruf von Steve Hopkins: der Anwalt Luigi Monti habe ihm mitgeteilt, daß außer einigen Beamten der Justizverwaltung eigentlich niemand von seinem Auftraggeber Toyama wüßte. Dann sei ihm schließlich doch noch eingefallen, daß da mal der Anruf eines vatikanischen Monsignore gewesen sei, den Namen habe er vergessen. Dieser sei auch persönlich bei ihm vorbeigekommen, habe sich durch einen vatikanischen Dienstaß ausgewiesen und angelegentliche Informationen in besagter Sache eingeholt, mit der Begründung, er sei Verbindungsmann zwischen vatikanischer und italienischer Justiz, und erstere sei natürlich involviert, da der Anschlag schließlich dem Petersdom gegolten habe.

Bu-Bu holte tief Luft. Wieder dieser Ugulaccio! Lief dann doch alles auf ihn zu?



ZWEI GESPRÄCHE

Diesmal geht es nicht um lichte Höhen und finstere Abgründe, diesmal begegnet (fast) nur Dunkel. Auch diesen Abschnitt kann man überschlagen. Die Ermittlungen gehen dann im folgenden Kapitel wieder zügig weiter.

1 Msgr. Tebaldi präsentierte sich als ein äußerst liebenswürdiger, alter, aber auch in hohem Grad seniler Herr. «Ein schrulliger Kauz», vielleicht sogar ein «Trottel», durchfuhr es den Vicequestore spontan. Offenbar hatte man diesen Kurialbeamten wohl nur deswegen noch nicht abgelöst, weil seine Funktion ohnehin nicht wichtig war. Sein Erinnerungsvermögen war nicht sehr hoch. Aber mit allem Nachdruck bestritt er, der Papst habe sich im damaligen Gespräch zu «seinem Sohn» bekannt. Nein, nicht im entferntesten! An so etwas würde er sich mit Sicherheit erinnern können trotz seines nachlassenden Gedächtnisses.

«Mein Gott, nein! Vielleicht hat der Papst im Lauf des Gesprächs von diesem jungen Deutschen – wie hieß er doch gleich? – mal gesagt: «Mein armes Kind!» Aber wissen Sie, das sage ich auch oft zu meinem Fahrer, wenn der mal wieder Kopfschmerzen hat. Wenn ich dann ausrufe: «Povero figlio mio!», «Mein armer Sohn!», dann meine ich doch nicht, er sei wirklich mein leibhaftiger Sohn. Nein, nein, nein, das muß dieser komische Ugulaccio falsch verstanden haben! Überhaupt, dieser Ugulaccio! Wissen Sie, wie der Papst ihn mir gegenüber mal bezeichnet hat?

Als schwulen, karrieregeilen Ehrgeizling! Beeindruckend, nicht?»

Der Monsignore kicherte und hüstelte abwechselnd und sagte dann triumphierend: «Wie die meisten hier», fügte der Papst noch an.»

Doch dann grummelte Tebaldi in sich hinein. «Aber vielleicht hat er das doch nicht gesagt, sondern ich hab's mir nur selbst gedacht.»

Wieder ein nicht abreißen wollendes seniles Gekichere, bei dem man nicht wußte, ob dadurch das Gesagte zurückgenommen werden sollte.

«Wie kommen Sie denn darauf?» fragte Bu-Bu.

«Ach, wissen Sie, ich hab' früher als junger Priester ja auch in Rom studiert. Und da weiß man, wie's da so geht.»

Und er erzählte umständlich weiter, mit vielen Wiederholungen und ständigen stotternden Korrekturen, wie man schon während des Studiums Kontakte mit führenden vatikanischen Persönlichkeiten knüpfen konnte.

Daß das nicht schwer war, wußte Bustamante aus eigener Erfahrung: Kurienkardinälen, Sekretären der verschiedenen Dikasterien und anderen leitenden Kurialen konnte und kann man überall leicht begegnen, bei Gottesdiensten, Patrozinien, Benefizveranstaltungen, akademischen Feiern. Man muß sich nur an sie «heranmachen». Und da viele aus der vatikanischen Führungselite sehr einsam sind und nicht selten auch auf junge Männer besonders ansprechen, fallen sie leicht auf diese herein; und die bieten den alten Männern ihrerseits an, sie z.B. an Sonn- und Feiertagen mit ihrem Auto mal hierhin, mal dorthin zu fahren. So kommt es zu engeren Bindungen, und das Ergebnis ist, daß einige von diesen ehrgeizigen, an wirklicher Seelsorge gar nicht interessierten jungen Männern schon bald nach ihrer

Weihe Minutanten an einer kirchlichen Behörde werden und damit unaufhaltsam eine kuriale Karriere mittleren Ranges beginnen, «machtgeil und geldgierig», wie Tebaldi wörtlich sagte.

Der Monsignore war mit seinem Erzählen nicht zu bremsen. Vermutlich hatte er kaum einen Menschen, mit dem er mal sprechen konnte. Und da Bustamante immerfort zustimmend nickte, fühlte sich der Monsignore zum Weiterreden ermutigt.

Das Gehalt dieser Karrieristen – so ließ es sich der Questore erklären – ist zwar nicht übermäßig hoch, aber es kommen so viele Privilegien dazu: freie Dienstwohnung, Dienstwagen, kostenlose Telefongespräche, Aufwandsentschädigungen, Meßstipendien und vieles andere mehr, daß sie mehr als gut leben können und das auch genießen.

«Wehe, eine Gehaltserhöhung kommt nicht rechtzeitig, oder sie ist um 50 Lire, ach, das heißt ja heute Centesimi, zu gering ausgefallen! Sofort hagelt's Proteste! Das hat mir der Zwillingbruder von Msgr., äh, wie heißt er noch, ach ja, von diesem Rinaldo erzählt, der in der Gehaltsabteilung des Vatikan arbeitet. Er findet die Geldgier dieser Herren zum Kotzen. Entschuldigung!»

Tebaldi berichtete weiter, nicht ohne sich immer wieder in tausend Umständlichkeiten zu verheddern, daß diese Herren es lieben, «in voller Kriegsbemalung» aufzutreten, nicht nur bei liturgischen Feiern, sondern wann immer möglich, und wie sie sich von den Leuten anhimmeln lassen. «Viele haben auch gute Konflikte, ach, ich meine Kontakte zu Politikern, die sie öffentlich oder heimlich unterstützen und von denen sie dann aber umgekehrt auch ihrerseits profitieren.»

Nach einer kleinen Pause, in der der Monsignore nach

Luft schnappte, fügte er noch an: «Sie müssen nur mal drauf achten, was diese Herren für eine Mutterbindung haben, wie die mit ihrem Handy umgehen: es ist die leibhaftige Nabelschnur, die sie noch immer mit ihrer Mammi verbindet. Lebt ihre leibliche Mutter noch, wird die bei jeder Gelegenheit mehrmals am Tage angerufen, und überdies telefonieren sie in jeder lächerlichen Angelegenheit mit ihrer neuen «Mutter Kirche», d.h. mit einem ihrer, ihrer, eh, wie sagt man?, kurialen Vorgesetzten, um ja mit «Mutter Kirche» immer in Einverständnis zu stehen. Im Grunde sind es alle «Mutter-Söhnchen»! Manche schwul, manche mit Konkubinen, manche besuchen bestimmte äh, wie sagt man, «Casinos», verstehen Sie? So sieht's bei uns aus! So sieht's bei uns aus!» Pause. «Aber vielleicht ist das alles auch ganz anders! Vielleicht bilde ich's mir nur ein!»

Das anschließende Kichern gab dem Vice einen Anlaß, den Redefluß zu unterbrechen: «Und worin äußert sich das, was Sie Ehrgeiz oder Karrieregeilheit nennen?»

«Ha», rief der Monsignore aus, «heute nennt man das – glaub' ich – Mob-, eh: Mops-, nä: Mobbing, glaub' ich. Was meinen Sie, was es da für ein Hauen und Stechen, ein Intrigieren und Mobben gegeneinander gibt, um nur ein bißchen aufzusteigen oder ein paar Lire, ach Centesimi, mehr zu verdienen. Wissen Sie, Karriere machen, das ist Gift für diese «ehrenwerte Gesellschaft!»»

Wieder ein schier endloses Gekichere, bei dem der Vice sich fragte, wie ernst man all diese Äußerungen nehmen konnte.

Das Gekichere brach jählings ab mit dem Aufruf: «Wie sind wir eigentlich auf all das gekommen?» Offensichtlich hatte es diesem senilen Herrn Spaß gemacht, mal endlich so «richtig schön» auszupacken, den Anlaß dafür hatte er längst vergessen.

Das bot dem Questore Gelegenheit, den Gesprächsfaden des Anfangs wieder aufzunehmen:

«Sie sind sich jedenfalls ganz sicher, daß der Papst im Beisein von Msgr. Ugulaccio diesen Deutschen nicht als seinen leiblichen Sohn anerkannt hat?»

Msgr. Tebaldi blieb dabei. Und Bustamante hatte den Eindruck, diese Aussage dem alten Herrn trotz aller Senilität und Schrulligkeit abnehmen zu müssen. Das aber hieße, daß Monsignore Ugulaccio ohne realen Hintergrund dem Tobias Winckler bestätigte, der Papst habe seine leibliche Vaterschaft im Grunde anerkannt. Und weil Tebaldi sich überhaupt nicht mehr an irgend etwas genau und mit Sicherheit erinnern konnte, mußte dieser zwielichtige Monsignore die ganze «Szene» wohl erfunden haben. Was hatte das zu bedeuten? Es war mal wieder eine Unterredung mit Ugulaccio fällig. Aber jetzt stand erst ein anderes Gespräch an.

2 Monsignore Rinaldo erwartete ihn schon. Nach einigen belanglosen Bemerkungen über das entsetzliche Wetter kam Bustamante gleich zur Sache.

«Ich muß noch einmal auf unser Gespräch vorgestern zurückkommen; ich meine: zum letzten Teil unseres Gesprächs. Darin haben Sie mir einige Andeutungen über die vatikanische Opposition gegen den ermordeten Papst gemacht. Für den weiteren Gang unserer Ermittlungen ist es ganz wichtig, über diese Hintergründe mehr zu erfahren.»

Der Questore wies dann darauf hin, daß er sich zwar nicht als Glied der katholischen Kirche betrachte, vielmehr

«bekennender Agnostiker» sei, aber als solcher verstehe er sich durchaus als . . . , als – er zögerte ein wenig – «radikalen Humanisten». Und mit freundlich-gütigem Lächeln und einem entwaffnendem Timbre in der Stimme fügte er hinzu:

«Sie brauchen also nicht besorgt sein, daß ich Informationen, die Sie mir geben, zu irgendwelchen kirchenfeindlichen Zwecken einsetzen werde oder um der Sensation willen verbreiten will. Mir kommt es einzig und allein darauf an, allen denkbaren Spuren im Zusammenhang des Attentats nachzugehen bzw. den eventuellen Hintergrund des Geschehens zu verstehen. Bitte helfen Sie mir!»

«Ja, ich habe schon vermutet, daß Sie deswegen kommen und mir Gedanken darüber gemacht, wie weit ich gehen darf. Ich habe auch Erkundigungen über Sie eingeholt und dabei erfahren, daß Sie vertrauenswürdig sind. Ich meine, ich sollte ganz offen sein, zumal ich ja auch durch meine Unachtsamkeit mitschuldig bin an diesen schrecklichen Ereignissen und ein ganz großes Interesse daran habe, daß die Wahrheit herauskommt.»

Oh je, dachte Bu-Bu bei sich, mal wieder die vielstrapazierte Wahrheit!

Laut sagte er dann: «Ich komme gerade von Msgr. Tebaldi. Er hat mir so manches über die Kurie und ihre Angestellten erzählt. Wie weit ist das ernst zu nehmen? Er macht auf mich einen eher senilen und trottelligen Eindruck, einen, von dem eine Redensart sagt: <Er hat sie alle, aber er gebraucht sie nicht alle!»

«Man darf sich bei ihm nicht täuschen. Manchmal denke ich: er *spielt* nur denjenigen, der nicht <alle Tassen im Schrank hat>, er spielt nur den Narren, und dabei übertreibt er maßlos, und er weiß es auch, und er will es auch.

Er will halt provozieren, so wie an den Höfen der frühen Neuzeit die Hofnarren auf ihre Weise den Herrschenden provozierend einen Spiegel vorgehalten haben. Aber was genau hat Tebaldi denn erzählt?»

«Nun, er fing an mit einer angeblichen Charakterisierung des Msgr. Ugulaccio durch den Papst als «schwulen karrieregeilen Ehrgeizling» und dehnte dann das Ganze auch auf andere kuriale Angestellte aus.»

«Nein, nein!» fiel ihm Rinaldo ins Wort. «Das ist mit Sicherheit unrichtig, so kann man das nicht generalisieren! Die mit Abstand größte Gruppe der Kurialen hier sind diejenigen, die ganz einfach und still ihre Pflicht tun. Nicht daß die ausschließlich «lobenswert» oder gar «heilig» sind, aber sie bemühen sich halt recht und schlecht darum, ihren Dienst zu tun, dem Papst treu zu sein und ihm Gefolgschaft zu leisten, obwohl einer Reihe von ihnen die angestrebten Reformziele des Papstes oder jedenfalls einige davon auch nicht eingeleuchtet haben.»

«Und was ist mit dem krankhaften Ehrgeiz, der hier nach Meinung Tebaldis herrschen soll?»

«Nun, was ich schon sagte: bei den meisten hält er sich in Grenzen, er ist so vorhanden, wie es ihn überall unter uns Menschen gibt. Freilich gibt es da einige, von mir aus auch eine ganze Gruppe von Kurialen, die sich da ungut hervortun.»

Und der Monsignore begann zu erzählen, zunächst flüchtig und gesprächig, dann aber immer stockender und gelegentlich mit schmerzvoller Miene; es war unübersehbar, daß ihm vieles von dem, was er zu berichten hatte, äußerst unangenehm war: Früher gab es – so erfuhr Bustamante – außer den Leitern der Kongregationen und kurialen Leitstellen fast nur kleine «Monsignorini». Aber es war aus-

gerechnet der Konzilspapst Johannes XXIII., der viele von ihnen zu Bischöfen und Erzbischöfen ernannte, d.h. sie praktisch zu diözeselosen «Hofbischöfen byzantinischer Prägung» mit Namen nichtexistierender Diözesen machte. Dadurch erfuhren sie eine unangemessene Aufwertung: Aus bisherigen Verwaltungsbeamten wurden plötzlich «Nachfolger der Apostel», die mehr und mehr in Anspruch nahmen und nehmen, in die Ortskirchen hinein zu regieren. Wenn sie es mit Ortsbischöfen, die pflichtmäßig Rom besuchen mußten oder hier mit irgendwelchen Anliegen vorsprechen wollten, zu tun haben, lassen sie diese ihre «römische Kompetenz», gewissermaßen ihre «ober»-bischöfliche Autorität spüren.

«Wissen Sie», sagte Rinaldo, «ich verstehe da auch die «richtigen» Bischöfe nicht. Die kommen bereits in devoter Haltung in die römischen Dienststellen und warten demütig ab, daß so ein kleiner Hofbischof oder vielleicht auch nur ein Monsignorino ihnen einen Stuhl anbietet. Wenn sie sich so verhalten, haben sie schon das Spiel verloren. Die Bischöfe müßten sich sofort von sich aus hinsetzen und dann sagen: «Monsignore, jetzt dürfen auch Sie Platz nehmen!» Aber nein! Es ist gerade umgekehrt. Sie präsentieren sich wie Bittsteller, und so können sich diese Prälaten auf Kosten der weltweiten Ortskirchen profilieren und diese ihre Macht spüren lassen!»

Rinaldo erzählte weiter von der sogenannten Kurienreform Papst Pauls VI. Dieser meinte es damit gut, kannte er doch als früherer Kurialbeamter die römische Kurie von innen her durch und durch. Aber er machte einen Kardinalfehler: Bisher hatte es an der Kurie eine «Regelbeförderung» gegeben, d.h. nach so und so viel Jahren rückte jeder, der nicht gerade silberne Löffel gestohlen hatte, eine

Stufe hinauf. Nach der Reform Pauls VI. aber sollte es Beförderung nur noch «nach Leistung» geben. Aber wer sollte Leistung beurteilen? Ab jetzt gab es in bestimmten Kreisen – «Bitte!» betonte Msgr. Rinaldo, «in bestimmten Kreisen! Keineswegs bei allen oder bei der Mehrheit!» – nur noch ein Mobben gegeneinander. Es kam zur Bildung von Fraktionen, die sich gegenseitig ihren Einfluß neideten und auf Kosten der anderen Einfluß zu nehmen suchten.

«Und damit komme ich auf das zurück, was Msgr. Tebaldi wohl im Auge hatte: eine Gruppe von «Ehrgeizlingen», die sich hier im Vatikan auf merkwürdige Weise zusammengefunden hat und die ein ziemliches «Mobbing» gegen alle anderen «aufführt», vor allem gegen diejenigen, die «von außen», d.h. von den Ortskirchen für einige Jahre in die Kurie gesandt werden. Das war übrigens ein weiteres, völlig legitimes und zuhöchst wichtiges Anliegen Pauls VI.: die Internationalisierung der Römischen Kurie. Aber er hat nicht bedacht, daß unter den Bedingungen, wie sie nun einmal sind, nur selten gute junge Leute bereit sind, ihre seelsorgliche Tätigkeit in den Diözesen aufzugeben und nach Rom zu kommen. Und wer dann dennoch kommt – gelegentlich höchst mittelmäßige oder für die Seelsorge ungeeignete Gestalten –, wird entweder dahin gebracht, «mit den Wölfen zu heulen» oder wenigstens «gute Miene zum bösen Spiel zu machen», oder er wird herausgemobbt. Wohlgemerkt: ich spreche nicht von allen, ich will keinem Unrecht tun, aber es gibt sie, und das ist wirklich vom Übel.

Und übrigens, was die Tatsache angeht, die Msgr. Tebaldi angesprochen hat, daß da eine Reihe dieser Leute schwul seien, so muß man doch wohl differenzieren: Ich meine, man kann nichts, aber auch gar nichts gegen homosexuell veranlagte Priester haben, die nicht im Traum daran den-

ken, ihre Veranlagung auch in die Praxis umzusetzen. Nichts gegen sie! Im Gegenteil! Ich kenne hervorragende Leute unter ihnen. Es ist schon so, wie ein früherer Bischof von Trier vor Jahren einmal sagte, ungefähr: «Homosexuelle Veranlagung geht oft einher mit einer besonderen Sensibilität und Ausdrucksfähigkeit, mit Eigenschaften also, die eng mit dem pastoralen Eros verbunden sind.» Recht hat er! Aber ganz anders ist es natürlich bei denen, die sich einfach über den Zölibat, den sie schließlich in Freiheit versprochen haben, hinwegsetzen und schlicht meinen, er betreffe sie nicht. Denn sie würden ja keine Frau heiraten, und damit sei das Zölibatsgesetz erfüllt. Statt dessen entwickeln sie eine eigene «Ghetto-Kultur» ekligster Glitschigkeit, welche sich nicht selten gegen die normal Veranlagten stellt bzw. diese herauszuekeln versucht. Wenn Sie übrigens mehr Informationen dazu wollen, lesen Sie einfach mal das mittlerweile in viele Sprachen übersetzte Buch der «I Millenari», Via col vento in Vaticano, ein scheußliches Buch, aber leider hat es – so weit man weiß – eine Reihe von Prälaten der Kurie selbst zu Verfassern.»^{**}

«Welche Rolle spielt denn bei all dem Msgr. Ugulaccio?» fragte der Questore.

Der Prälat zögerte ein wenig. «Ich muß leider sagen: Er ist der ungekrönte «Capo» dieser «Gruppe». Aber – und das ist das absolut Erstaunliche – er wird auch von denen geschätzt und als «Alpha-Tier» betrachtet, die es heimlich mit Frauen treiben. Aber auch das, Questore, betrifft nicht

^{**} Dieses Buch gibt es tatsächlich. Es ist auch ins Deutsche übersetzt: «I Millenari, Wir klagen an. Zwanzig römische Prälaten über die dunklen Seiten des Vatikans», Berlin 1999.

die Mehrheit. Es gibt sie, wie es sie überall gibt, es ist aber sicher eine Minderheit, auch wenn dazu leider auch einige führende Kurialen gehören. Ich will – weiß Gott – über keinen den Stab brechen. Vielleicht sind eine Reihe von ihnen mit dem Zölibat überfordert und hätten gar nicht erst geweiht werden dürfen. Aber natürlich: daß solche <Typen> auch an den Führungsstellen der Kirche sind und sich den Ortskirchen gegenüber oft sehr überheblich verhalten, das ist ein Skandal!»

«Man sollte eben den Pflichtzölibat abschaffen!» meinte der Questore.

Es klopfte an die Tür, so wurde Msgr. Rinaldo die Antwort zunächst abgenommen. Ein Prälat stand vor der Tür, der dem Questore als Msgr. Morandini vorgestellt wurde, sich dann aber auf Bitten von Rinaldo sogleich wieder verabschiedete, nachdem er einen anderen Gesprächstermin erhalten hatte.

3 Msgr. Rinaldo nahm den Gesprächsfaden wieder auf.

«Ich glaube nicht, daß die Abschaffung des Zölibats die Lösung ist. Wenn man die <Ehelosigkeit> im Sinn des Evangeliums freistellte, würden erst recht in der Mehrzahl schwule oder auch antriebslose, sozusagen <asexuelle Typen> diesen Status wählen. Und das wäre nun wirklich kein überzeugendes Zeichen. Und ansonsten? Ich bin davon überzeugt: Wer nicht in Treue zum Versprechen der Ehelosigkeit stehen will, der wird auch nicht selten in einer Ehe Schiffbruch erleiden. Schließlich sieht es in unserer

Gesellschaft heute mit der Ehe nicht besser aus als mit denen, die sich freiwillig zur Ehelosigkeit verpflichtet haben. Die <Lösung> muß ganz woanders liegen.»

Langes Schweigen.

«Sehen Sie», fuhr Msgr. Rinaldo nach einer Weile fort, «das Verrückte, richtiger: das Skandalöse ist, daß die von mir und offensichtlich auch von Tebaldi kritisierten Kurialen für das bisherige <System Kirche> notwendig sind.»

«Wieso?»

«Es ist so wie in den Ministerien von Staaten oder überstaatlichen Organisationen: Politiker kommen und gehen, aber die Verwaltung bleibt, und sie allein kennt sich aus. Sie weiß, in welchen Akten was abgeheftet ist, was in der Vergangenheit passiert und was zu beachten ist, welche vertraglichen Bindungen es gibt, und so weiter und so weiter. Ohne diese Kontinuität der Behörden wären die Politiker machtlos. Ähnlich ist es auch bei uns, jedenfalls in den traditionellen Kurien und Verwaltungsbehörden. In den neueren Sekretariaten und Räten, z.B. für die Ökumene und die Nichtglaubenden usw., ist es wohl anders. Aber ansonsten kann kein neu ernannter Kurienkardinal irgend etwas tun, ohne die Verwaltung zu befragen und unter ihren Einfluß zu geraten. Letztlich ist auch der Papst, jedenfalls in seinen administrativen Entscheidungen, von diesen Kurialen abhängig.»

Msgr. Rinaldo wurde wieder lebhafter und heftiger. «Und damit sind wir bei dem Thema, weshalb Sie gekommen sind und über das Sie mich befragt haben: Der ermordete Papst wollte gerade deshalb einen Strich ziehen, wollte die gesamte kirchliche Verwaltung, man kann auch sagen: das bisherige römische <System Kirche> ganz neu gestalten, regionalisieren, Macht teilen, <abspecken>, klein werden.

Und deswegen gab es nicht nur ‹irgendeine› Opposition gegen ihn, sondern es ging den kritisierten Typen von Kurialen, so unterschiedlich sie im einzelnen sind und so sehr sie sich bekriegen, um mehr, um viel mehr. Beiden ging es um ‹Sein oder Nichtsein›, um ‹Er oder wir!›»

«Und Ugulaccio?»

«Er ist, pardon: er war in diesem ‹Kampf› derjenige, der es mit fast allen ‹schrägen› Typen ‹kann›. Er hat mit ihnen einen guten Gesprächskontakt und muß niemanden weg-mobben, weil er außerordentlich mächtig und einflußreich ist. Und darüber hinaus ist er nicht nur hochbegabt, sondern er vermag, heute muß man ja wohl sagen: er vermochte der Opposition eine sowohl ideologische wie auch emotionale Rechtfertigung zu geben. Er war wohl der erste, der den Papst der Häresie bezichtigte.»

Pause.

«Was meinen Sie mit ‹emotionaler Rechtfertigung›?»

«Nun, er sprach immerfort vom Papst als dem ‹Vater›, welcher voll Autorität und Macht das ‹Haupt› der ‹Mutter Kirche› zu sein hat. Und er formulierte es sehr persönlich – ich weiß nicht, ob aus taktischen Gründen oder weil er es wirklich so empfand –, er sagte: ‹Wenn der Papst seine Pläne durchführt, habe ich meinen Vater und haben wir alle unseren Vater verloren!›»

«Um Gottes willen!» sagte der Questore. «Jetzt haben wir schon zwei ‹Papstsöhne›. Beide suchen ihren Vater und können ihn nicht finden. Und beide heißen auch noch mit Vornamen Tobias. Schon der biblische Tobias hatte einen blinden Vater; das würde ja ganz gut zum Verhältnis, das Ugulaccio zum ermordeten Papst hatte, passen. Denn für den Monsignore war der letzte Papst ja absolut blind. Und bei Tobias Winckler war der Vater gewissermaßen ‹der

blinde Fleck» seines Lebens. Beide suchten ihren Vater. Sollten etwa beide zusammen ...?»

Bustamante hielt inne. Auch Rinaldo schwieg. Dann sagte er mit Nachdruck: «Jetzt habe ich so viel über negative Kuriale geredet. Es darf um Gottes willen nicht der Eindruck entstehen, als ob sie die zahlenmäßig größte Gruppe stellten und alle anderen dominierten. Ich muß Ihnen gegenüber das nochmals mit allem Nachdruck betonen. Denn natürlich prägt sich das Negative immer mehr ein; es übt sozusagen eine eigentümliche Faszination aus. Und ich möchte nicht, daß die negativen Faktoren das Bild der ganzen Kurie prägen. Aber, wenn überhaupt, wenn überhaupt, könnten wohl nur die angesprochenen Typen irgend etwas mit dem Papstattentat zu tun haben. Deswegen, nur deswegen habe ich ausführlicher über sie gesprochen!»

«Was ist denn Ihrer Meinung nach das Zahlenverhältnis dieser «Ehrgeizlinge», die dann zumeist noch ein nicht sehr «ordentliches» Leben führen, zu den anderen?»

«Natürlich kann ich das nicht beurteilen. Dann müßte ich ins Herz schauen. Sagen wir so: Unter den zwölf Aposteln war ein Judas, das war dann – glaub' ich (und er sagte es schmunzelnd) – ein Ausfall um gut acht Prozent. Ich befürchte, daß wir etwas höher liegen. Aber das sind reine Vermutungen. Ich weiß es wirklich nicht. Wer kann schon ins Herz blicken?»

«Sagen Sie: Wie steht denn Msgr. Ugulaccio zur Gruppe derer, die unauffällig, aber treu und gewissenhaft ihren Dienst tun und sich um ein gutes priesterliches Leben bemühen?»

«Kurz gesagt, manchmal denke ich: er verachtet sie. Sie sind nur Material für ihn, sein eigenes «Süppchen» auf ihnen, schlimmer noch: aus ihnen zu kochen.»

Wieder entstand eine längere Pause.

«Monsignore, noch eine letzte, eher persönliche Frage: Ich habe den Eindruck, daß Sie die Sachlage ziemlich realistisch einschätzen. Wie halten Sie es da selbst in diesem von Ihnen beschriebenen kirchlichen <System> aus? Ich habe ja auch mal zu diesem Verein gehört. Und dann wurde mir immer mehr klar: Diese Kirche, ich betone: *diese* Kirche hat wenig zu tun mit dem, was uns da im Evangelium begegnet.»

Rinaldo nickte ein wenig, schwieg zunächst und sagte dann nach längerer Pause leise und immer von Pausen unterbrochen: «Vielleicht ist es doch nicht so evangeliums-widrig, was da bei uns geschieht. Immerhin wird im Evangelium vom <Netz mit guten *und* schlechten Fischen>, vom <Acker mit guten *und* schlechten Früchten> gesprochen. Und daß deswegen die Kirche ein <corpus permixtum>, eine <höchst gemischte Gesellschaft> ist, das wußte schon der heilige Augustinus. Das ist also nichts Neues. Ich persönlich halte mich da an den Satz des heiligen Paulus: <Was tönicht ist in der Welt, hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen, und was schwach ist in der Welt, hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das zu Verachtende hat Gott erwählt: das, was nichts ist» – und der Monsignore wiederholte mit großem Nachdruck: «das, was *nichts* ist –, um das, was etwas ist, auszulöschen.» So ist das halt mit dem Gott, an den ich glaube und an den die Christen glauben: Er liebt uns Menschen, ja, er liebt uns, aber im Zeichen des <Dennoch>, er liebt die Sünder, die Schwachen und Gescheiterten, die Egoisten und die Böswilligen. Und das ist schließlich auch meine ganz persönliche Hoffnung. Ich selbst würde ja in eine nur <heilige> Kirche gar nicht hin-

einpassen, eine nur ‹heilige› Kirche wäre nicht ‹meine› Kirche. Ich bin doch auch im Grunde nicht besser als andere.»

Die letzten Sätze waren kaum noch hörbar. Es war, als wenn Rinaldo nur zu sich selbst sprach. Der Questore hatte mit unbewegter Miene, aber gespannter Aufmerksamkeit zugehört. In den darauffolgenden Augenblicken eines gefüllten Schweigens ging Bustamante so manches durch den Kopf. Dann stand er fast abrupt auf und sagte:

«Danke, Monsignore, danke! Danke für Ihre Offenheit! Ich werde sie nicht mißbrauchen.»

4 Wie immer hatte der Questore sein Handy während des Gesprächs ausgeschaltet. Als er es noch im Vatikan erneut aktivierte – es war gegen 18 Uhr –, waren zwei Nachrichten in seiner Mail-box. Der Justizminister ersuchte um sofortigen Rückruf bei Tag oder Nacht, und Angelo Rossi war aus Deutschland zurückgekehrt und erwartete ihn dringend im Ufficio.

Diesmal tobte auch der Justizminister. Er warte seit heute Vormittag darauf, von ihm über den Stand der Ermittlungen informiert zu werden. Die internationale Presse bemängelte die bisherige Ergebnislosigkeit der Untersuchung. Deswegen sei morgen um 10 Uhr wieder eine Pressekonzferenz angesetzt und vorher, gegen 9 Uhr, habe er – bitte schön! – im Justizministerium zu erscheinen, wo er selbst zusammen mit dem Innenminister zugegen sein werde.

Bustamante machte sich wieder zu Fuß auf den Weg. Der Regen hatte aufgehört. Zwar waren die Straßen noch

feucht, und in einigen Pfützen stand noch Wasser. Aber die Wolken hatten sich verzogen, und der Himmel war klar und von einer tiefblauen Färbung. Die sich zum Untergang anschickende Sonne tauchte Rom in ein warmes, rötliches Licht. Die Luft war frisch, sie belebte die Sinne und machte den Geist froh. Überall kamen die Menschen aus ihren Häusern, wohin der Regen sie verbannt hatte, heraus. Man genoss das heitere Licht eines herrlichen Sommerabends. «Trotz aller Abgründe, die sich da in diesen beiden Gesprächen aufgetan haben, ist die Welt doch schön!» dachte Bu-Bu und ging, während er kräftigen Schritts zum Justizpalast eilte, den Ergebnissen des heutigen Nachmittags noch einmal nach.

Ugulaccio hatte nach all dem ein mehr als einleuchtendes Motiv, den Papst umzubringen. Hinzukam, daß er den japanischen Geschäftsmann als Mitglied der Beni-es-saida ausgemacht hatte. Er kannte die Anschrift von Tobias Winckler, an den sich dann die japanische «Fernsehgesellschaft» wandte, er hatte den jungen Deutschen mit Informationen über ein frei erfundenes Papstgespräch aufgetzt. Und nachdem die Zeugenaussage von Toyama auf Grund seiner Identifizierung als Islamist keinerlei Wert mehr hatte und der Deutsche deshalb vermutlich «aus dem Schneider» war, blieb von den bislang Verdächtigten nur noch Ugulaccio übrig, es sei denn, es täte sich noch eine ganz neue Spur auf oder jemand aus der Familie Zanna käme noch ins Spiel.





DIE UNTERSUCHUNG III

1 Am darauffolgenden Donnerstag begab sich Bustamante erst am Nachmittag ins Ufficio. Sogleich fiel der von Deutschland heimgekehrte Commissario Angelo Rossi über Bustamante her. Doch dieser wehrte nach einer kurzen, herzlichen Begrüßung ab. Erst wollte er die Berichte des vergangenen und heutigen Tages durchgehen, die – wie immer – sein Assistent Marco Ronconi schriftlich zusammengefaßt hatte.

Vom Doppelmord an der Mentorella gab es außer einem wichtigen Detail nichts Neues. Nachforschungen beim Betreiber des Telefoninos (=Handys) von Ali Zanna alias Malvageta hatten ergeben, daß von den drei letzten Anrufen an seine Familie in Latina einer zunächst noch aus der Wohnung von Toyama abgegangen war, die beiden anderen dann von unterwegs (einer von Palestrina, der andere von Capranica). Überdies hatte sein Bruder in Latina glaubwürdig versichert, Ali hätte in einem der Gespräche angekündigt, in den frühen Morgenstunden zu ihnen nach Latina zu kommen; und da er damit rechne, dort von der Polizei gesucht zu werden, solle die Familie ihm in ihrem Sommerhäuschen bei Sermoneta, das sich, etwa 15 km von Latina entfernt, abgelegen in den Bergen verbirgt, ein Quartier vorbereiten. Er sei aber dann nie angekommen.

Mit diesen Erkenntnissen stimmten die gerichtsmedizinischen Untersuchungen überein, daß nämlich Ali Zanna etwa zwei Stunden früher als Toyama ermordet worden war.

Damit mußte also das ursprünglich entworfene Szenario ein wenig, aber nur ein wenig korrigiert werden. «Malvageta» lebte demnach noch, als der Questore zusammen mit Luccio und zwei Polizisten in der gestrigen Nacht dem Japaner einen Besuch abstatteten. Er war offenbar im Kofferraum des Autos, verließ diesen aber nach ihrem Besuch wieder – verständlicherweise wegen der ungemütlichen Lage –, um dann bei Guadagnolo zwischen vier und fünf Uhr, im Kofferraum eingezwängt, von Toyama ermordet zu werden.

Bu-Bu kam der Gedanke: Vermutlich brauchte der eine Hilfe, um die Leiche wegzuschaffen. Und vielleicht hatte diese «Hilfe» ihn selbst dann ermordet. Oder es war jemand aus dem Umkreis des Zanna-Clans zu spät gekommen, um «Malvageta» zu retten, und der hatte dann aus Rache den Japaner umgelegt. Ansonsten erbrachte bisher weder die Untersuchung der beiden Leichen noch die des Fahrzeugs irgendwelche weiterführenden Spuren.

So konnte Bustamante sich jetzt ganz dem Bericht Angelos widmen. Aber auch von ihm gab es außer den schon bekannten Fakten nichts dramatisch Neues zu berichten. Rossi hatte die Eintrittskarte der Vatikanischen Museen und den Messagero vom 20. bzw. 21. Mai mitgebracht. Er war auch zusammen mit den deutschen Kollegen der Frage nachgegangen, ob es möglich war, diese beiden Beweisstücke in die Wohnung Wincklers hineinzuschmuggeln. Das war in der Tat mehr als einfach, da die mit einem Sicherheitsschloß ausgerüstete Haustür meist offenstand, die Wohnungstür aber nur mit einem ganz normalen «Bart»-Schlüssel verschlossen wurde, ein Schlüssel, der so simpel war, daß man mit jeder stabilen Sicherheitsnadel die Tür öffnen konnte.

Von den deutschen Kollegen war ferner bereits festge-

stellt worden, daß sich keinerlei verwertbare Fingerabdrücke auf Eintrittskarte und Messagero befanden.

Rossi zeigte dem Questore das Ticket der Museen. «Fällt Dir etwas auf?»

Bu-Bu prüfte das kleine Papierstück, eine «ganz normale» Eintrittskarte; vom schwarzen Druckfeld des Textes hob sich das goldgelbe vatikanische Wappen eindrucksvoll ab. Der Ausgabetag des Tickets war mit einem dunkelblauen Datumsstempel eingetragen.

«Nein!»

«Schau doch mal auf diese waagerechten Balken oberhalb der fortlaufenden Ticketnummer!»

«Nun ja, was soll das bedeuten?»

«Eben! Ich werde morgen in die Vatikanischen Museen gehen und dort versuchen, eine winzige Stecknadel in wenigstens fünf haushohen Heuhaufen zu suchen!»

«Was willst Du tun?»

«Darf ich Dir das morgen nach Erfolg oder eher Mißerfolg mitteilen?»

«Natürlich!»

Rosalinda war gerade dabei, ihre Sachen zu packen und sich auf den Heimweg zu machen. So nahm Bu-Bu die Gelegenheit wahr, mit dieser treuen Seele noch ein bißchen zu plauschen.

«Was hast Du heute so alles getan?»

«Vor allem habe ich Dir unzählige Anrufe von Seiten der Presse vom Halse gehalten; ich habe alle Journalisten und Redaktionen mit nichtssagenden Allgemeinheiten und freundlichen Plattitüden gefüttert. Und dann waren Deine Mitarbeiter auf dem Laufenden zu halten. Und in den letzten beiden Stunden habe ich Angelo alles erzählt, was sich hier so getan hat.»

«Rosalinda, Du bist die beste! Aber jetzt bin ich todmüde und lasse mich nach Hause fahren.»

Nein, zu einem «schönen» Essen hatte Bu-Bu keine Lust mehr. Zu viel ging ihm noch vom Gespräch mit Msgr. Rinaldo durch den Kopf. Einige Minuten lang blickte er Meister Jakob in dessen durchdringende, weise Augen. Dann ein paar Oliven, ein wenig Käse, Brot und Wein. Das reichte. Ein Blick noch in die Zeitungen. Es war schon so, wie der Innenminister gesagt hatte, alle schimpften darüber, daß man noch nichts vom Mörder des Papstes herausbekommen habe. «Wartet nur!» dachte Bu-Bu.

2 Die am darauffolgenden Tag stattfindende «Audienz» im Justizministerium, an der auch der Innenminister teilnahm, verlief im Gegensatz zum vorangegangenen «Toben» äußerst friedlich. Der Questore informierte gründlich über alles Geschehene und hielt zum ersten Mal auch nicht mit Einzelheiten über die «vaticanische Spur» oder besser: über seine begründete Verdächtigung Ugulaccios zurück. Nach einigem Hin und Her gaben ihm die Minister die Erlaubnis, eine ganz, ganz vorsichtige Andeutung in dieser Richtung vor der Presse zu machen.

In der sogleich anschließenden Pressekonferenz gaben einige Starjournalisten ihren tiefgehenden Ärger über die «lächerliche Erwähnung der Aborigines» kund. Natürlich hatten alle mittlerweile gemerkt, daß sie an der Nase herumgeführt worden waren. Bustamante entschuldigte sich nochmals, obwohl er – wie er betonte – nichts zurückzu-

nehmen habe; er habe ja nur, wie ausdrücklich angesagt, ein x-beliebiges Beispiel nennen wollen.

Sein nachfolgender ausführlicher Bericht versöhnte die Journalisten dann einigermaßen. Es war ja auch über eine Reihe von sensationellen Ereignissen zu informieren: die Entlarvung von Signor Akiko Toyama als Angehöriger oder wenigstens Sympathisant der «Beni-es-saida», der Doppelmord und die damit in Frage gestellte Täterschaft von Tobias Winckler, obwohl im Blick auf ihn, wie der Questore bemerkte, noch nicht alle offenen Fragen geklärt seien.

Alle Hinweise auf Msgr. Ugulaccio unterließ er natürlich und sagte einzig und allein: «Wir müssen über die Beni-es-saida hinaus auch noch weiteren Möglichkeiten nachgehen. Dabei wollen und können wir nicht ausschließen, daß eine Spur möglicherweise, möglicherweise auch in den Vatikan laufen könnte. Aber, meine Damen und Herren, nehmen Sie bitte diese Erwähnung des Vatikans nicht ernster als die Erwähnung der Aborigines das letzte Mal. «Alles ist möglich!» So heißt übrigens, meine verehrten Damen und Herren, der Werbeslogan für das Zahlenlotto in Österreich. Und so können auch wir beim jetzigen Stand der Ermittlungen, die ansonsten zügig vorangehen, nur sagen: «Alles ist möglich!», wie eben auch ein «Sechser» im Lotto möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich ist.»

Diesmal waren die Minister zufrieden, schüttelten dem Questore freundlich die Hand zum Abschied und baten nur dringend um kontinuierliche Berichterstattung.

Eigentlich wollte Bustamante sich noch für den gleichen Tag einen Termin bei Msgr. Ugulaccio geben lassen, aber dieser stand erst ab dem darauffolgenden Samstagnachmittag um 16 Uhr zur Verfügung. So gab es ein wenig Freizeit. Gott sei Dank! Und dann die üblichen «Hausaufga-

ben». Schon wollte Bu-Bu am Samstag mal wieder einmal ausgiebig zu Hause Mittag machen und Siesta halten, da rief Angelo ihn an: «Bingo! Bingo! Bingo!»

«Was ist los?»

«Ich habe die Nadel in gewaltigen Heuhaufen gefunden! Bleib' im Ufficio, ich komme gleich von den Vatikanischen Museen herüber und erzähle alles.»

In der Tat hatte Angelo eine tolle Idee gehabt. Ihm war aufgefallen, daß auf der Eintrittskarte, die man in Freiburg gefunden hatte, das Datum mit einem blauen Stempel eingetragen war. Das war an sich noch nichts Auffälliges, da eine ganze Reihe von Museen und Veranstaltern erst beim Verkauf auf ihre vorgedruckten Karten den Datumsstempel setzen. Wären da nicht diese waagerechten kleinen Linien: — — — gewesen! Sie ließen in Angelo den Verdacht aufsteigen, an deren Stelle könnte man sich auch ein gedrucktes Datum vorstellen.

Bei seinem Museumsbesuch am heutigen Vormittag bestätigte sich dieser Verdacht: Die Tickets, die man an den Eingangsschaltern ausgab, wurden aus Automaten gezogen, die sowohl das Eintrittsgeld für die verkauften Karten addierten (und damit die Abrechnung für die Kasse ermöglichten) als auch das am Morgen festgesetzte Datum in schwarzen Drucktypen auf die Karte setzten, präzise an die Stelle, wo jetzt die waagerechten Strichlein standen.

Das Gespräch Angelos mit dem Verwaltungsleiter der Museen, einem gewissen Commendatore Marcozzi, brachte dann folgendes heraus: Neben den «normalen» Tickets mit dem vorgedruckten Tagesdatum gab es auch «Courtesy-Tickets» für höhere kirchliche Chargen und deren Angehörige, für vatikanische Angestellte und dergleichen. Diese kostenlosen Eintrittskarten wurden nur

durch ihn, den Verwaltungsleiter, vergeben. Er hatte einen besonderen Schlüssel für die Druckmaschinen, denen man bei entsprechender Einstellung Eintrittskarten entnehmen konnte, die nicht in die Abrechnung eingingen und die ohne Datum belassen wurden. Denn man versandte solche Tickets oft per Post, und die Besucher machten dann logischerweise erst nach Tagen von ihnen Gebrauch. Ein Datum wurde diesen Tickets auch später nicht hinzugefügt. Die in Freiburg gefundene Eintrittskarte war also völlig «fuori regola», irregulär. Das Datum war offenbar nur hinzugesetzt worden, um Winckler zu belasten.

Aber das war noch nicht der Grund, warum Angelo das dreimalige «Bingo!» gerufen hatte. Er hatte nämlich den Commendatore gefragt, wer denn in letzter Zeit, etwa in den letzten vier bis sechs Wochen, solche Freikarten erhalten hatte. Das war unmöglich zu rekonstruieren. Es waren in der Zeit ca. 300 solcher Karten ausgegeben worden, ohne daß dafür im einzelnen Belege vorhanden waren. Doch gefragt, ob vielleicht Msgr. Ugulaccio in letzter Zeit Freikarten angefordert hätte, erinnerte sich Marcozzi: «Ja, der war sogar persönlich vor einiger Zeit bei mir und erbat eins dieser Tickets. Er habe einen Neffen, dem er damit eine Freude machen wolle. Ich erinnere mich ganz genau, weil es – glaube ich – das erste Mal war, daß der eine Freikarte erbat!»

«Ist das nicht <Bingo>?» rief Angelo. «Wir haben ihn!»

Bustamante war zwar begeistert, schien sich doch sein Verdacht zu bestätigen. Aber er rief aus: «Langsam! Das ist zwar ein kräftiges Indiz, das zu den anderen Indizien hinzukommt, aber endgültig beweisen läßt sich damit leider noch nichts. Dennoch Angelo: Du warst absolute Spitze! Heute nachmittag werde ich diesen Herrn mal mit all den Verdachtsmomenten konfrontieren. Mal sehen, was er sagt.»

3 Punkt 16 Uhr stand der «Vice» vor der ihm mittlerweile schon vertrauten Wohnung des Monsignore. Eine schüchterne Nonne öffnete ihm. «Monsignore ist noch nicht zurück. Er kommt aber sofort. Sie möchten bitte in seinem Arbeitszimmer warten!»

Bustamante ergriff die Gelegenheit beim Schopf: «Ach, Schwester, wissen Sie zufällig, ob der Monsignore gestern in aller Frühe zu Hause war?»

«Oh, da kann ich nichts zu sagen. Fragen Sie ihn bitte selbst. Er hat es nicht gern, wenn wir über ihn und sein Leben Auskunft geben!»

Bu-Bu nahm in einem Sessel Platz, der dem gewaltigen Foto von Johannes Paul II. gegenüberstand. Das also war die Vaterfigur des Monsignore?!

Als dieser nach wenigen Minuten eintraf, informierte der Questore zunächst einmal geschäftsmäßig über den terroristischen Hintergrund des Signor Toyama sowie über den Doppelmord. Und der Monsignore nahm dies ebenso geschäftsmäßig zur Kenntnis.

Als der «offizielle Teil» beendet war, bot Ugulaccio wiederum einen «nicht schlechten» Rotwein an, aber Bustamante lehnte ab, er habe noch immens viel zu tun. Dann wurde der Questore immer freundlicher, er redete dies und redete das und fragte schließlich in gleichmütigstem Ton:

«Hochwürden, haben Sie eigentlich auch Neffen?»

«Ja, eine ganze Anzahl; ich habe drei Schwestern mit einer Reihe von Kindern. Warum fragen Sie?»

«Nun, haben Sie einem Ihrer Neffen schon die Freikarte zum Besuch der Vatikanischen Museen zugestellt?»

Der Prälat schaute völlig verblüfft drein; dann kam auch kaum merklich ein ängstlicher Zug in sein Gesicht. «Oh, jetzt sind Sie auch mir schon auf der Spur? Nein, mit mei-

nem Neffen hat das nichts zu tun. Ich habe das nur dem Commendatore gesagt, damit der nicht weiter herumfragt. Wissen Sie, er ist so kleinlich. Nein, es war so: Auf dem Petersplatz hat mich vor ca. vier Wochen ein – ich glaube – österreichischer Toppelbruder angesprochen. Er sei schon fast zwei Jahre in Rom und bettele sich so durch, u. a. würde er auch von der Gemeinschaft S. Egidio unterstützt. Er wünschte sich so sehr, mal in die Vatikanischen Museen zu gehen, aber er habe kein Geld. Ich habe ihm dann gesagt, daß ich ihm am andern Tag zur gleichen Zeit an der gleichen Stelle eine Freikarte schenken würde.»

«Und dieser Toppelbruder hatte einen Datumsstempel?»

«Wie das?»

«Nun, auf einer bestimmten Freikarte, der wir in unserer Fahndung nachgehen, war nachträglich ein Datum eingestempelt.»

«Dann war es gewiß nicht die Karte, die ich mir von der Verwaltung erbeten habe!»

«Sie kennen natürlich den Mann nicht, dem Sie das Ticket geschenkt haben?»

«Nein, wie sollte ich?»

Eine gerissene Antwort!, dachte der «Vice». Er hat sich gut herausgeredet. Das Gesagte ließe sich nie und nimmer nachprüfen.

«Monsignore, wie Sie schon selbst gespürt haben, verfolgen wir da tatsächlich einige Probleme, die irgendwie auch in den Vatikan führen. Gestatten Sie mir darum noch ein paar Fragen: Sie wußten doch schon vorher vom Kontakt dieses japanischen Geschäftsmanns Akiko Toyama zu Mitgliedern der Terrororganisation «Beni-es-saida». Warum haben Sie mir davon eigentlich nichts gesagt?»

«Sie haben mich nie danach gefragt. Und im Grunde

hatte ich es vergessen. Jetzt, seit wenigen Minuten, seit Sie mich gerade informiert haben, kommt es mir wieder. Ich hatte nie damit gerechnet, daß diese Person mit dem Mord am Papst etwas zu tun haben könnte.»

«Schon recht, schon recht! Aber warum haben Sie mir gegenüber nicht erwähnt, daß der Japaner damit irgendwie in den Peterskuppel-Fall verwickelt war?»

Ugulaccio zuckte nur leicht mit den Achseln. «Mir ist das entgangen. Ihre neuen Informationen waren so eindringlich, daß ich einfach daran <vorbeigedacht> habe.»

«Monsignore!» sagte Bu-Bu immer noch in harmlos-freundlichem Ton. «Bei unserem letzten Gespräch haben Sie so nebenbei bemerkt, es sei wohl ein Zeichen, ja sogar ein besonderer Eingriff der göttlichen Vorsehung gewesen, diesen Papst rechtzeitig zu sich zu rufen, bevor er Schlimmes in der Kirche anrichte. Könnten Sie sich vorstellen, daß sich da jemand aus dem Vatikan als <Instrument des göttlichen Weltregiments> verstanden hat? Ich glaube, so hat es mal der deutsche Theologe Karl Rahner formuliert. Könnte jemand der Vorsehung Gottes ein klein wenig <nachgeholfen> haben? Wäre das Ihrer Meinung nach legitim?»

Die Antwort kam sehr schnell, wie wenn sie bereits als Datei im Kopf des Monsignore abgespeichert gewesen wäre:

«Natürlich könnte das legitim sein! So steht ja schon in der Schrift: <Es ist besser, daß einer stirbt für das Volk>, als daß alle zugrunde gehen. Und Sie wissen vermutlich auch, daß die Kirche den Tyrannenmord unter bestimmten Bedingungen durchaus gebilligt hat. Wieso soll es nicht auch in der Kirche mal jemanden geben, dessen Entscheidungen mindestens so schlimm sind wie das Regime eines Tyrannen im Staat? Aber, bitte, verstehen Sie das richtig: Diese Antwort ist natürlich ganz abstrakt, rein abstrakt. Sie

bezieht sich nicht auf den Fall, der uns hier beschäftigt.»

«Aber ich muß leider auf diesen Fall zurückkommen. Monsignore, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, aber der Kriminalist – blödes Wort! – stellt nun mal gewisse Routinefragen, die ihm oft selbst peinlich sind. Bitte also um Vergebung, aber: Wo waren Sie denn gestern Morgen in der Frühe? Ich weiß, daß ich hier im Vatikan nicht das geringste Recht dazu habe, Recherchen anzustellen oder gar Verhöre abzuhalten; Sie können also ohne weiteres eine Beantwortung ablehnen.»

Aber Ugulaccio schien die Frage erwartet zu haben, jedenfalls brachte sie ihn in keiner Weise aus der Fassung. Seine Miene blieb unbewegt, distanziert, wie immer eiskalt. Etwas sarkastisch antwortete er:

«Die Vergebung, die Sie erbeten haben, wird, wie in der Kirche üblich, erteilt. Und ich sehe auch keinen Grund dafür, Ihre Fragen nicht zu beantworten. Also: mittwochs bis freitags morgens um 6.15 Uhr früh habe ich fast immer Messe bei den Suore del Sacro Costato in der Nähe von Finocchio zu halten. Ich weiß nicht, ob Sie das Nest am Stadtrand von Rom kennen. Wenn das Wetter es zuläßt, fahre ich im Sommer fast immer früher los, um da noch etwas für meine Figur zu tun: Joggen, Gymnastik und dergleichen. Sie können sich gern bei meinen Schwestern hier und bei den Schwestern in Finocchio erkundigen.»

Oh je, oh je, dachte Bu-Bu. Er kannte natürlich Finocchio; es lag ausgerechnet an der Ausfahrtsstraße nach Palestrina und damit ganz in Richtung des Ortes, wo sich der Doppelmord ereignet hatte, höchstens, höchstens 50 Autominuten davon entfernt. Aber noch war es zu früh für die Katze, zum tödlichen Hieb auszuholen. Er hielt lieber vorerst den harmlos-oberflächlichen Tonfall bei:

«So, so, die Suore del Sacro Costato (die Schwestern von der Heiligen Seitenwunde [Christi am Kreuz])! Kennen Sie übrigens das Wortspiel mit ihrem Namen, wir haben es oft als Studenten gebraucht: Suore del Sacro Costato – Suore del sacco crostato (ungefähr: Schwestern vom schorfigen Bauch)?»

«Na sicher! Sie sind trotzdem nett!»

«Das werden wir ja sehen; ich werde sie mal besuchen! Und Ihre Schwestern hier – darf ich denen mal eine Frage stellen?»

Der Prälat war sofort einverstanden, obwohl deren Antwort ihm eigentlich unangenehm sein mußte. Denn gefragt, ob sie wüßten, wann Monsignore am Mittwoch früh das Haus verlassen hätte, meinte die eine, sie hätte schlecht geschlafen und sich gewundert, daß er schon kurz nach 4 Uhr losgefahren sei. Ugulaccio sagte nur sehr trocken:

«So früh? Tatsächlich? Aber es kann schon sein. Bei diesem schrecklichen Scirocco bin ich schon im Morgenrauen und dann ziemlich lange durch die Gegend gestampft.»

Wenn der Monsignore der Täter war, dachte der Questore, dann ist er nicht nur ein hervorragender Schauspieler, sondern auch mehr als gerissen. Aber man wird weiter sehen.

«Monsignore, auch ohne Rotwein war es bei Ihnen wie immer anregend. Habe die Ehre! Bis bald! Arrivederci, ciao!»

4 Nach diesem Gespräch war der Questore sich sicher, daß Ugulaccio in den Fall aktiv verwickelt war, wenn er nicht sogar selbst als Initiator und Haupttäter in Frage kam. Aber diese Sicherheit ging restlos, aber auch restlos in die Brüche, als er sein Handy einschaltete, dort eine Nachricht von Rosalinda mit der dringenden Bitte um Rückruf vorfand und bei diesem Rückruf die aufgeregte Stimme seiner Sekretärin hörte: «Stell' Dir nur vor: Dieser Tobias Winckler hat ein vollständiges, vorbehaltloses Geständnis abgelegt. Er allein hat sich als Initiator des Papstmordes bekannt, den er mit Hilfe einiger von ihm selbst angeheuerter Terroristen durchgeführt habe.»

Als Pykniker war Bustamante einigermaßen verblüffungsfest. Aber damit hatte er wahrhaftig nicht gerechnet, nicht mehr gerechnet, vor allem nicht nach seinen Gesprächen im Vatikan. Er ließ sich sofort ins Ufficio fahren, um dort Einzelheiten mitgeteilt zu bekommen.

Dort erfuhr er von Fernando, daß der junge Deutsche über die Gefängnisverwaltung dringend nach «Commissario» Bustamante gefragt habe; er möge bitte sofort kommen. Da aber der Questore nicht erreichbar war, habe er, Fernando, gefragt, ob es bis morgen Zeit habe. Winckler habe jedoch geantwortet: «Nein, sonst überlege ich es mir vielleicht nochmals anders! Bitte, dann kommen doch Sie, aber möglichst bald!»

Fernando war dann zur Haftanstalt «Regina coeli» gefahren. Und dort legte der Deutsche ein vorbehaltloses Geständnis ab: er sei in Syrien in einem Jugendhotel zufällig in Kontakt mit Terroristen gekommen, und da sei ihm die Idee für dieses Attentat gekommen, das die «Beni-es-saida»-Leute begeistert aufgegriffen hätten. Nur eines treffe nicht zu: Als er vor sechs Wochen in Rom war, sei es

nicht, wie Herr Toyama ausgesagt habe, darum gegangen, nach einem Abschlußgerät zu fragen, sondern die näheren Details für das Attentat abzusprechen. Das Besorgen des «Ophthalmographen», der in Wirklichkeit ein verkappter Raketenwerfer war, sei ausschließlich durch die «Beni-es-saida»-Leute organisiert worden.

Die Reaktion Bustamantes war zurückhaltend; anstatt über den damit gelösten Fall zu jubilieren, blieb er skeptisch. Morgen wollte er selbst nochmals mit Winckler sprechen. Er blickte auf die Uhr. Es reichte noch für ein Telefongespräch mit den Schwestern in Finocchio. Es reichte *gerade* noch, denn Schwestern pflegen im allgemeinen, wie Bu-Bu wußte, mit den Hühnern ins Bett zu gehen und wieder aufzustehen.

Als er sich am Telefon vorstellte, überschüttete ihn die Oberin, offenbar eine sowohl energische wie dümmlich schwatzhafte «Dame», mit einem Schwall von Worten:

«Ich habe Sie neulich im Fernsehen bei der Pressekonferenz gesehen. Es war faszinierend, was Sie da von den australischen Indianern erzählten. Haben Sie den Täter schon erwischt? Wissen Sie, ich denke so: Wenn das auch ganz, ganz schlimm ist mit diesem Mord an unserem Heiligen Vater, und absolut unverzeihlich, verstehen Sie?, unverzeihlich!!!, so ist aber doch die Szene, die *Szene* – sage ich – grandios: Da steht so ein Buschneger mit großem Indianerschmuck vor dem Heiligen Vater, der ganz in weiß gekleidet ist, und allmählich wird das weiße Gewand rot vor Blut, und der Indianer in großem Stammeschmuck macht ihn zum Märtyrer. Irgendwie ist das doch auch großartig! Unser Heiliger Vater wird sicher bald heilig gesprochen, und der Täter wird hoffentlich bei der Feier zugegen sein und seine Schuld vor aller Welt bereuen.»

«Gewiß, gewiß!» versuchte Bustamante den Redefluß zu unterbrechen. «Jetzt habe ich eine andere Frage. Msgr. Ugulaccio, der ja am Mittwoch bei Ihnen zur Messe war, wie er sagte, kann sich nicht mehr genau daran erinnern, um wieviel Uhr er da die Messe begonnen hat. Wissen Sie es noch?»

«Oh ja! Diesmal kam er gehörig zu spät. Wissen Sie, er beginnt oft ein wenig später, weil er vorher noch Sport treibt. Denken Sie nur: Sport! In aller Frühe! Ich weiß gar nicht, ob er das im Prälatengewand tut oder nicht. Aber diesmal begann die Messe mit einer Viertelstunde Verspätung!»

«Danke, ehrwürdige Schwester, danke! Sie haben mir sehr geholfen.»

Demnach hätte der Monsignore also einen erheblichen Zeitvorrat gehabt, um nach Guadagnolo zu fahren und sein übles Werk zu vollbringen. Aber was hatte das noch zu besagen nach dem Geständnis von Winckler?

Er schaute noch schnell die Post auf seinem Schreibtisch durch. Neben allem möglichen Krimskrams lag auch der Brief des biogenetischen Forschungsinstituts, das die DNA-Analyse des jungen Deutschen und den Vergleich mit der des Papstes durchführte. Das Ergebnis: Mit (nahezu) absoluter Sicherheit ist Winckler kein Sohn des Ermordeten. Auch das noch!, durchzuckte es den Questore. Jetzt hat sich dieser arme Deutsche in eine Situation hineinmanövriert, die eigentlich gar nichts mit seinem Leben zu tun hatte.





1 Die Ereignisse der letzten prallgefüllten Tage hatten den Questore ganz das Zeitgefühl verlieren lassen. Als er am folgenden Tag aufstand, merkte er erst am reduzierten Autoverkehr und den wenigen Menschen auf der Straße, daß wieder einmal – genau eine Woche nach dem Papstattentat – Sonntag war. Ein Anlaß, in aller Ruhe zu frühstücken, Musik dabei zu hören und sich Meister Jakob zu widmen, der deshalb vor lauter Freude nicht aufhörte, sein «Va bene! Va bene!» zu krächzen.

Da heute sein Fahrer nicht zur Verfügung stand, machte Bustamante sich zu Fuß auf den Weg über die Tiberinsel nach Trastevere und von dort nach «Regina coeli». Es war eine furchtbare, veraltete und verkommene Haftanstalt, deren abschreckender Anblick nur wenig durch eine am tiefblauen, wolkenlosen Himmel aufstrahlende Morgensonne gemildert wurde.

Als ihm die Tür zur Zelle des jungen Deutschen, der mittlerweile die Krankenabteilung verlassen hatte, geöffnet wurde, traf er dort einen «anderen» Menschen an. Winckler war nicht wiederzuerkennen. Es waren mittlerweile nicht nur die Blessuren an Stirn, Nase und Kinn zurückgegangen, sein ganzes Gesicht strahlte im Kontrast zu früher einen gewissen Frieden aus und ließ in Bustamante den Gedanken hochkommen: Das ist ein Mensch, der mit sich im reinen ist! War das die Frucht seines Geständnisses?

Nach kurzer Begrüßung begann Winckler sogleich: «Nun, was sagen Sie? Ich habe den ‹kleinen Schritt weiter›, zu dem Sie mich eingeladen und ermutigt haben, getan. Zufrieden?»

«Nun ja, ich habe da noch einige Fragen. Um offen zu sein: ich habe mit Ihrem Geständnis sogar einige Probleme, die ich gern mit Ihnen durchgehen möchte. Wenn es so war, wie Sie zu Protokoll gegeben haben, warum sind Sie eigentlich beim Abschluß der Raketen nicht beiseite gesprungen, um dem Rückstoß zu entkommen und sich in der allgemeinen Verwirrung davonzumachen?»

«Nun, ich bin tatsächlich im letzten Moment zurückgesprungen, vielleicht einen Meter weit. Aber früher und damit weiter wollte ich mich nicht von der Stelle bewegen, um den Papst nicht aus dem Visier zu verlieren. Und dieser Meter war halt zu wenig. Und wegen meiner Ohnmacht konnte ich dann nicht fliehen.»

«Weiter: Ich verstehe nicht, warum Sie sich dem Vatikanischen Pressebüro mit Ihrem richtigen Namen präsentiert haben. Wenn Sie nach dem Attentat zu fliehen versucht hätten, wären Sie binnen kurzem erwischt worden. Die Terrorgruppe, die Sie da angeblich angeheuert haben, hätte Ihnen doch leicht einen neuen Paß verschaffen und Sie unter anderem Namen in dieser Angelegenheit auftreten lassen können. Warum ist das nicht geschehen?»

«Ich weiß es eigentlich nicht. Aber wenn das vatikanische Pressebüro wegen des Ophthalmographen nachgefragt hätte, brauchte man eine glaubwürdige Begründung. Und da war mein richtiger Name wegen der Vorkommnisse in der Sala Leonina natürlich von Wichtigkeit.»

«Gut, gut, aber so hätten Sie keine Chance gehabt zu entfliehen! Noch eine weitere Sache: Wer hat denn wohl Ihrer

Meinung nach Signor «Malvageta» und dann noch den Toyoma umgebracht? Sie kommen dafür nicht in Frage. Wo also ist der große Unbekannte? Haben Sie in Rom außer dem japanischen Geschäftsführer noch eine weitere Führungspersönlichkeit von «Beni-es-saida» kennengelernt?»

«Nein! Aber vielleicht ist ja jemand von auswärts ange-reist, um den letzten Mitwisser aus dem Weg zu schaffen.»

«Der *letzte* Mitwisser? Das sind aber Sie! Wenn es also so wäre, sind Sie als nächster dran!»

Schweigen.

«Dann ist da noch eine ganz andere Frage: Nachdem Sie jetzt gestanden haben, daß sie tatsächlich vor sechs Wochen in Rom gewesen sind, nehme ich an, daß die Eintrittskarte zu den Vatikanischen Museen, die man in Freiburg gefunden hat, von Ihrem damaligen Besuch her stammt. Oder?»

«Ja, ich war damals auch im Museum.»

«Wo haben Sie das Ticket damals gekauft?»

«Natürlich in der «Biglietteria» unten beim Eingang der Museen.»

«Sehen Sie, und das ist beim besten Willen nicht möglich!»

Winckler blickte verwundert und auch ein bißchen besorgt drein. «Wieso nicht? Es war aber so!»

«Nein! Alle Eintrittskarten, die man dort verkauft, sind mit einem maschinengedruckten Datum versehen. Die Ihre ist es nicht! Wo haben Sie die her?»

Man merkte förmlich, wie das Gehirn des jungen Deutschen auf Hochtouren arbeitete und sein Gesicht sich ängstlich verzog. «Ich habe sie aber dort gekauft», sagte er trotzig nach kurzer Pause. «Vielleicht ist ja mal die Druck-

maschine ausgefallen, und man hat die Karten ohne Datum ausgegeben.»

«Ohne Datum? So war es aber gerade nicht!»

Winckler schwieg, und auch der Questore machte keine Anstalten, das Schweigen zu unterbrechen.

Schließlich fragte der Deutsche: «Was wollen Sie eigentlich; Sie haben doch jetzt Ihr Geständnis! Was wollen Sie noch mehr?»

Bu-Bu lag der Satz auf der Zunge: Ich will die Wahrheit wissen!, aber ein solcher Satz wäre eher eine Reminiszenz an frühere Zeiten gewesen. Denn bekanntlich hielt er schon lange nichts mehr von diesem großen Wort <Wahrheit>. So korrigierte er sich im letzten Moment und sagte: «Ich will wissen, <was der Fall ist>!» Und er fügte sarkastisch hinzu: «Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus.»

«Oh je, den kenne ich auch noch vom Philosophie-Grundkurs auf der Penne.»

«Also, um es Ihnen ganz kurz, aber in aller Freundlichkeit zu sagen: Ich glaube, daß Ihr Geständnis nicht zutrifft. Ich glaube, daß Sie es nur abgelegt haben, um Ruhe zu finden. Sie haben Angst vor dem, was da auf Sie zukommt, wenn man Sie tatsächlich als freien Mann laufen läßt und Sie ein Leben lang als Papsttattäter, wenn auch nicht als Papstmörder gezeichnet und geächtet sind. Und dann ist da noch der bisher nicht gefaßte Mörder von <Malvageta> und Toyama, vor dem auch Sie sich vermutlich hüten müssen. Ich phantasie mal. Sie haben sich vermutlich gedacht: Lieber einige Jahre in Haft bleiben, dann wegen guter Führung bald in eine privilegierte Stellung kommen, vielleicht als Bibliothekar der Anstalt, vielleicht als Sekretär auf dem Büro des Direktors, nebenbei viel lesen und studieren, bis

nach etlichen Jahren Gras über alles gewachsen ist. War es nicht so oder ähnlich?»

Bu-Bu meinte dem Gesichtsausdruck Wincklers entnehmen zu können, daß er mehr oder minder ins Schwarze getroffen hatte. Der junge Deutsche brauste auf:

«Was wollen Sie eigentlich? Erst drängen Sie mich dazu, ein volles Geständnis abzulegen, und jetzt fühle ich mich von Ihnen bedrängt, mein Geständnis zurückzunehmen.»

«In der Tat, ich will wissen, was die ..., eh ... <was der Fall ist>.»

«Es ist so der Fall!»

Nach einer kurzen Denkpause fiel dem Questore noch die Sache mit dem Test ein, und so sagte er mit leiser, fast unsicherer Stimme: «Noch etwas: Es ist mittlerweile durch den DNA-Test erwiesen, daß Sie mit Sicherheit nicht der Sohn des ermordeten Papstes sind.»

So zurückhaltend und vorsichtig Bu-Bu diese Mitteilung auch machte, sie schlug wie eine Atombombe ein. Winckler bäumte sich auf und schrie mit lauter Stimme: «Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein! Das ist ein Irrtum in der Analyse!»

«Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Die Unsicherheitsquote beträgt weit über 1:1 000 000.»

«Dann bin ich halt die millionste Ausnahme!»

«Seien Sie doch nicht albern! All Ihre Indizien, die durchaus eine gewisse Plausibilität haben, kommen nicht an diesen Unwahrscheinlichkeitsfaktor heran. Sie müssen sich schon damit abfinden, daß Sie mit diesem Papst nichts zu tun haben. Sie sind auf keinen Fall ein <Vatermörder>. Und ich vermute stark, daß Sie das Attentat auch ohne Wissen und Willen ausgeführt haben. Sie waren nur ein Werkzeug in den Händen ganz anderer Kräfte.»

Winckler antwortete nicht. Man merkte, daß er mit dieser Information nicht fertig wurde. Schließlich war das Lebensprojekt der ganzen letzten Jahre, das sich auf den ›Papst-Vater‹ ausgerichtet hatte, nunmehr zerbrochen. Bu-Bu ließ ihm Zeit, viel Zeit. Dann sagte er: «Wollen Sie nicht doch Ihr Geständnis widerrufen?»

Der junge Deutsche schüttelte nur ganz leicht, fast wie unbewußt den Kopf.

«Nun, überlegen Sie es sich nochmals in aller Ruhe. Und denken Sie auch daran, daß es noch Alternativen dazu gibt, aus der Öffentlichkeit zu verschwinden und endlich zur Ruhe zu kommen. Statt einer langen Haftstrafe, die besonders in italienischen Gefängnissen gar nicht hübsch ist, könnten Sie sich ja auch in ein Kloster zurückziehen, zum Beispiel als ›Konverse‹ – Sie wissen schon: als jemand, der sich bekehren oder büßen will.»

Wieder ein leichtes Kopfschütteln von Winckler. Ob als Antwort auf die Bemerkungen des Questore oder als Ausdruck seines absoluten Nichtverstehens, war nicht auszumachen.

«Herr Winckler, ich lasse Sie jetzt in Ruhe und komme in den nächsten Tagen wieder. Weil ich davon überzeugt bin, daß Sie nicht der eigentliche Attentäter waren, werde ich meine Untersuchungen weiterführen. Bitte, vergessen Sie nicht: Es gibt immer Alternativen!»

2 Bu-Bu verließ das Zimmer und blickte auf die Uhr. Es war erst gegen 10.30. Wenn man schon nicht der Einladung der vielen Kirchenglocken

folgte, lud der heutige, immer noch verkehrsarme Sonntag (im wahrsten Sinne des Wortes) dazu ein, ein paar Schritte zu tun. Zwischen «Regina coeli» und den Vatikanischen Museen lag ein Fußweg von ca. 30 Minuten. Warum sollte er selbst nicht nochmals der Sache mit der Eintrittskarte und dem Datumstempel nachgehen? Auf dem Petersplatz, den er überquerte, standen noch die Tribünen und Absperrungen, wie sie für die Beisetzungsfestlichkeiten hergerichtet worden waren. Der Dekan des Kardinalskollegiums hatte angeordnet, daß sie bis zur Wahl und Inthronisation des neuen Papst so verblieben. Denn – und auch dies war ein gewisses Novum – das Konklave war schon für die nächsten Tage angesetzt. Aufgrund der Gerüchte von den weitgehenden Reformplänen Johannes' XXIV. für die Kirche und durch die Tatsache des Attentats selbst war eine solche Unruhe in der katholischen Kirche entstanden, daß man es für richtig hielt, ganz schnell die Nachfolgefrage zu regeln.

Am Eingang der Vatikanischen Museen hing ein großes Hinweisschild, daß heute der vorläufig letzte Öffnungstag sei, da man die Sixtinische Kapelle und etliche angrenzende Räume für das Konklave herrichten müsse.

Natürlich hatte der für die Tickets zuständige Commendatore am Sonntag keinen Dienst. Doch ließ sich ein Kassierer, der die Aufsicht über den derzeitigen Verkauf hatte, von Bustamante für ein kurzes, aber intensives Gespräch gewinnen. Auf die Frage, ob es völlig ausgeschlossen sei, daß Tickets mit einem händisch eingestempelten, statt mit einem eingedruckten Datum verkauft würden, antwortete er, daß dies wohl ein bis zwei Mal im Jahr geschähe, wenn mal wieder ein Automat ausfiele. «Ich hole mir dann vom Commendatore den Schlüssel, mit dem wir aus dem Auto-

maten die schon gedruckten, aber noch nicht mit Datum versehenen Karten herausholen können, stempeln das Datum ein und registrieren auf einer Strichliste die verkauften Karten, damit die Abrechnung überprüft werden kann.»

«Der Commendatore weiß also davon! Warum hat er das einem Kollegen von mir nicht gesagt? Statt dessen hat er betont, daß es Freikarten nur ohne Datum gibt.»

«Ja, Freikarten! Aber er hat wohl nicht daran gedacht, weil es so selten vorkommt, daß gelegentlich, ganz gelegentlich auch normale Karten mit eingestempeltem Datum verkauft werden.»

«War denn vor etwa sechs Wochen ein solcher Ausnahmefall?»

«Vor sechs Wochen? Das kann ich nicht ausschließen!»

Der Questore bedankte sich und wollte sich schon – nicht gerade gut gelaunt – zum Taxi begeben, um nach Hause zu fahren. Da fiel ihm ein, er könne noch der Sixtische Kapelle, die er über alles liebte, einen kurzen Besuch abstatten. Der Kassierer ließ ihn ohne Ticket eintreten. Und so machte sich Bu-Bu schnurstracks auf den Weg zur Sixtina, deren Ausmalung ihn von Jugend an fasziniert hatte, nicht nur einzelne Bilder wie die «Erschaffung des Adam», sondern auch das ganze Ensemble. Allerdings ließ ihn das sogenannte «Jüngste Gericht» von Michelangelo – so gewaltig es auch als Kunstwerk auf ihn wirkte – vom Inhalt der Darstellung her immer ratlos. Was ist das für ein Gott, der am Ende die Hälfte der Menschheit in die ewige Verdammnis stürzt? Doch seit der Generalrestaurierung der Sixtina vor der Jahrtausendwende hatte sich dies – Gottseidank! – grundlegend geändert. Als man die Patina von diesem Gemälde abtrug, zeigte sich, daß hier über-

haupt keine endgültige Verdammnis dargestellt war und es also gar nicht um eine Darstellung des «Jüngsten Gerichts» nach traditionellem Verständnis ging. Auch der damalige Papst hatte bei der Neueinweihung der Sixtina statt dessen von einem «Auferstehungsbild» gesprochen. Denn die sogenannten «Verdammten» – so erkannte man erst jetzt bei der Restaurierung – werden gar nicht in einen unendlichen Abgrund, in die Hölle, gestürzt, sondern in ein dunkles Tal, durch das ein Fluß führt, und auf dem Fluß befindet sich ein Kahn, in welchen die Gestürzten hineinsteigen. Ein uraltes, schon aus der griechischen Mythologie stammendes Bild für eine «Reinigung nach dem Tod».

Diese neue Einsicht hatte den Questore so fasziniert, daß er dem Ganzen weiter nachging. Und da stieß er darauf, daß Michelangelo zu einem Kreis von Florentiner Philosophen, Künstlern und Literaten gehörte, welche die von der Kirche verworfene Ansicht des Origenes wieder aufgriffen, wonach letztlich jeder Mensch – nach entsprechender Reinigung und Versöhnung – von Gott gerettet wird.

Bu-Bu stellte sich – so gut es beim gewohnten Gedränge in der Sixtina ging – frontal vor das Chorbild, blickte aber fast nur auf die neu erschlossenen Details: auf den Fluß und auf den Kahn. Welche Perspektive! Welche Weite! Welche Hoffnung! Aber auch welche schreckliche Auffassung unter vielen Christen und Theologen, die sich längst damit abgefunden haben, daß halt mehr oder weniger Menschen für immer verloren sind, in der Hölle sind! Nein, von solchen, die das insinuieren, von solchen, bei denen es eine Perspektive universaler Hoffnung nicht gibt, konnte er sich nur mit Grausen abwenden.

Er verließ ein wenig getröstet die Vatikanischen Museen und fuhr mit dem Taxi nach Hause. Noch während der

Fahrt stellte sich aber bei ihm die «Wirklichkeit» wieder ein. Nach den Aussagen des Kassierers bei den Vatikanischen Museen war alles, aber auch alles wieder offen: Es war möglich, daß das Geständnis Wincklers den Tatsachen entsprach, jedenfalls stand das in seiner Wohnung gefundene Ticket dem nicht entgegen; vielleicht hatte es ihm jemand unterschoben. Möglich war auch, wengleich nicht sehr wahrscheinlich, daß Ugulaccio mit seiner abenteuerlichen Geschichte vom österreichischen Tippelbruder recht hatte, obwohl die Sache mit dem eingestempelten Datum undurchsichtig blieb. Aber wenn ohnehin mit den Eintrittskarten alles Denkbare geschehen konnte und von der Ausgabestelle gelegentlich das Datum eingestempelt wurde, warum sollte es nicht ausnahmsweise auch mal bei den Freikarten für Ugulaccio so gewesen sein?

Wie konnte man nur aus der sich jetzt abzeichnenden Sackgasse herauskommen? Schlimmer noch: Wie konnte er verhindern, daß der Justizminister mit Hinweis auf das glaubwürdige Geständnis des Tobias Winckler den Abbruch weiterer Untersuchungen zum Papstattentat dekretierte, die internationale Presse über die Lösung des Falls informierte und nur noch die Fahndung nach dem Mörder Toyamas aufrechterhielt? Schließlich hatte er, Bustamante, nichts in der Hand, um das Geständnis Wincklers aus den Angeln zu heben. Vielleicht traf es ja sogar trotz seines gegenteiligen Gefühls zu. Vielleicht verdächtigte er tatsächlich Ugulaccio oder andere vatikanische «Subjekte» zu unrecht. Oder vielleicht gab es noch einen «Oberterroristen», der die Planung und Realisierung des Attentats durchgeführt hatte und auf den man nur noch nicht gestoßen war. Vielleicht, vielleicht, vielleicht ...

Gegen Mittag wurde es unerträglich heiß, nicht nur draußen. Selbst durch die geschlossenen Fenstervorhänge waberte die Hitze allmählich in die Wohnung hinein und erhöhte die Laune Bu-Bus nicht gerade. Bevor er sich eine Kleinigkeit zum Essen zubereitete, rief er – um noch wenigstens eine Perspektive für den heutigen Tag zu haben – Rosalinda sowie Fil und Carla an, ob sie Lust hätten, heute ziemlich spät, nach Einsetzen der Kühle, mal wieder ordentlich zu dinieren. Sie hatten!

Nach dem spärlichen Mittagmahl und einer gar nicht spärlichen «Pontifikalsiesta» reichte es noch zu ein wenig Lektüre eines gerade erschienenen Buches über das «Alltagsleben in mittelalterlichen Klöstern» (hier fand er eine wichtige Anregung für das nächste Gespräch mit Ugulaccio). Dann war es schon Zeit, sich für das Mahl im Ristorante «Da Alfredo» schick zu machen.

Rosalinda saß neben ihrem Chef und war selig über dessen Einladung. Fil und Carla fanden Seligkeit aneinander. Es schien mit beiden mal wieder gut zu gehen: sie schauten sich verliebt in die Augen und balzten ganz kräftig und ungeniert miteinander. Carla war auch wirklich eine ausnehmend schöne junge Frau mit einem fein geschnittenen, blassen Gesicht, auf dem sich die kräftigen roten Lippen (offenbar nicht von Stiften nachgezogen) umso deutlicher abhoben, eine schlanke, schmalbrüstige Gestalt, die mit ihren kurzgeschnittenen dunklen Haaren ein wenig jugenhaft wirkte. Die lebendigen, manchmal etwas übermütig blickenden großen Augen verrieten Intelligenz und Selbstbewußtsein. In eine solche Frau hätte ich mich früher auch verlieben können!, seufzte Bu-Bu innerlich. Aber er vertrieb den Gedanken schnell, schließlich waren das *tempi passati*! Nur eines hätte er früher nicht getan: er

wäre nicht so freizügig mit einer Frau umgegangen, wie Fil es vor seinen Augen inszenierte.

Fil war so etwas wie der große Junge in ihrem Team. Mit seinem leicht gekräuselten Haar und schönen Grübchen, die sich oft zu einem Lächeln vertieften, war er gleichfalls recht hübsch und elegant, ein «sonnyboy», aber bei allem, wie er sich gab und was er tat, ein wenig oberflächlich. Beim Schmusen griff er Carla recht ungeniert in den Ausschnitt, während die andere Hand sich auf ihrem Oberschenkel – wie Bu-Bu vermutete – auf eher «kritische» Regionen zubewegte.

Von seiner ganzen Erziehung und Vergangenheit her galt so ein Verhalten für den Questore eher als Tabu (auch wenn er entsprechende Wünsche danach durchaus ebenso in sich selbst trug). Er versuchte Fil und Carla zu verstehen: Vielleicht war ein derart intensives Schmusen für beide das einzige Mittel, aus ihren sich immer wieder einstellenden Konflikten herauszukommen. Insofern ärgerte sich Bu-Bu nicht über sie.

Ärgern tat er sich über etwas anderes: Den beiden hätte man Pizza Napolitana und Coca-Cola vorsetzen können, und sie wären zufrieden gewesen. Statt dessen aßen sie «so nebenher» die ausgewähltesten und teuersten Spezialitäten nur so «weg». Auch mit Rosalinda war der Questore nicht sehr zufrieden. Sie «fraß» sich zwar – wie erwartet – mit einem grenzenlosen Appetit durch die ausgesuchten fünf Gänge hindurch und bemerkte mit strahlenden Augen, wie gut das alles sei. Aber auch sie hätte man mit viel Würstchen, Salat und Brot abfüttern können. Das nächste Mal werde ich wieder Fernando einladen!, dachte der «Vice». Dieser Gourmet weiß die Küche Alfredos wenigstens zu schätzen. Ach ja!, dann mußte man auch

mal die kulinarischen Fähigkeiten des neuen Kollegen, Angelo Rossi, testen.

Das Gespräch verlief in heiterer Belanglosigkeit. Dienstliche Fragen wurden nicht angesprochen, außer daß Bustamante an eine schon vorher angesetzte Dienstbesprechung morgen um 9.00 Uhr erinnerte. Am Schluß gab es dann noch ein paar kritische Bemerkungen über den – bei diesen Außentemperaturen – zu wenig kühlen Orvieto bianco classico, und der Sonntag war mal wieder gelaufen. Eigentlich ein Scheißsonntag. Das meinte sogar Meister Jakob, der – vom Eintreffen Bu-Bus aufgeweckt – immerfort nur ein böses «Mannagia!» krächzte.

3 Die Dienstbesprechung ging schnell über die Bühne. Der Questore informierte sein Team über die letzte Entwicklung und erbat dringend Discretion bezüglich des Geständnisses von Winckler. Er wollte nicht riskieren, daß der Fall damit als gelöst betrachtet würde. «Im Gegenteil! Wir müssen mit allem, allem Nachdruck jetzt in kleinste Detailarbeit eintreten.»

Solche Detailarbeit wurde ziemlich rasch verteilt: Die nochmalige und diesmal penibelste Untersuchung des Autos von Toyama, der beiden Waffen sowie seiner Wohnung auf eventuelle fremde Fingerabdrücke hin («Quadratmillimeter für Quadratmillimeter!», wie Bustamante betonte). Die geologische und biologische Analyse des Bodens (Erde, Staub, Samenkörner usw.) rund um Guadagnolo. Ein neues Forschen nach sonstigen Autospuren in der Nähe des Tatorts. Zwar war bisher die Suche danach

erfolglos verlaufen; das zweite Auto mit dem Mörder von Toyama war demnach voll auf dem Asphalt geblieben, ohne Bremsspuren zu hinterlassen. Aber da die Straße sehr schmal ist, mußte es mit großer Wahrscheinlichkeit irgendwo beim Wenden auf die Seitenbanketten geraten sein. Deshalb war der Radius des Nachforschens noch einmal zu erweitern. Ferner stand eine nochmalige und gründliche Beschäftigung mit der Familie Zanna in Latina an. Konnte jemand von ihnen nach Guadagnolo gekommen sein, um nach dem Mord an «Malvageta» dessen Mörder aus Rache umzubringen? Schließlich sollte Steve die Koordination der Geheimdienstarbeit bezüglich weiterer Mitglieder der «Beni-es-saida» in Italien bzw. Rom neu aufnehmen und intensivieren.

Die Untersuchung in Richtung Ugulaccio behielt der Questore sich selbst vor.

«Wir haben keinerlei Recht, im Vatikan als einem selbständigen Staat zu recherchieren. Ich will aber versuchen, mit einem Trick an brauchbare Fingerabdrücke von diesem Monsignore heranzukommen; ebenso ist es einen Versuch wert, die Telefonzentrale des Vatikans wegen der in den letzten Tagen von Ugulaccio geführten Gespräche zu kontaktieren. Ärgerlich ist natürlich, daß wir an sein Auto nicht herankommen, um es auf Spuren, die es in Verbindung mit dem Tatort bringen könnten, zu untersuchen.»

«Wieso nicht?» wandte Marco ein. «Er fährt doch mittwochs bis freitags jeden Morgen nach Finocchio zum Joggen und zur Messe. Während dieser Zeit können wir doch einiges herausbringen.»

«Sehr gute Idee! Nimm Du's selbst in die Hand, Marco!»

Nach der Dienstbesprechung stand die wohl heikelste Aufgabe des Tages an. Man konnte den Ministern die

Information über das Geständnis des jungen Deutschen kaum vorenthalten, riskierte damit aber auch die ministerielle Entscheidung, der Fall sei in seinem zentralen Element gelöst und die Sonderkommission solle sich nur noch – sozusagen mit halber Kraft – mit der Lösung des Mordes an Toyama befassen.

Tatsächlich war dies dann auch die erste spontane Reaktion des Justizministers. Offenbar wollte dieser die großartige Gelegenheit nutzen, sich vor der internationalen Medienwelt im Licht eines so schnell gelösten Jahrhundertfalls zu sonnen. Bu-Bu mußte seine ganze Beredsamkeit und taktische Kunst aufwenden, um den Minister umzustimmen und dabei die eigene Schwachseite, daß er eigentlich nichts Entscheidendes gegen das Geständnis Wincklers in der Hand hatte, zu überspielen. Er legte eindringlich dar, welche Blamage es für Italien, für das Justizministerium, für den Minister selbst und die Polizei bedeuten würde, wenn man nach einigen Tagen oder Wochen den Fall wieder neu eröffnen müsse.

Am längsten hielt sich demgegenüber das Argument des Innenministers, man müsse vor der Wahl und Inthronisation des neuen Papstes «reinen Tisch» geschaffen haben. Hiergegen setzte der Questore taktisch klug: Es sei viel publikumswirksamer und eindringlicher, erst nach Vollzug des Papstwechsels die Lösung des Falls zu präsentieren, denn zur Zeit interessierten sich die Presse und die übrigen Medien nur noch für Spekulationen über den künftigen Papst und dessen möglichen Umgang mit der von seinem Vorgänger beabsichtigten Kirchenreform.

Nach vielem Hin und Her setzte sich schließlich Bustamante durch und erreichte sogar, daß erst nach dem Konklave die Nachricht vom Geständnis Wincklers, falls dieses

sich bestätigen sollte, bekanntgegeben werden sollte.

Also war wenigstens ein bißchen Zeit gewonnen, um aus der Sackgasse herauszukommen. Aber danach sah es zunächst gar nicht aus!

4 An sich hatte Bustamante für den Nachmittag ein nochmaliges Gespräch mit Msgr. Ugulaccio geplant. Jedoch war dieser telefonisch nicht erreichbar, als der Questore ihn um ein Appuntamento bitten wollte. Dagegen hatte er sogleich Msgr. Rinaldo am Apparat, und dieser reagierte recht positiv, als er ihn vorsichtig, sehr, sehr vorsichtig nach der Möglichkeit fragte, von der vatikanischen Telefonzentrale eine Liste mit den Gesprächen, die Ugulaccio in den letzten zwei bis drei Wochen geführt hatte, zu bekommen. «Offiziell ist das natürlich absolut unmöglich!», so die Antwort. Aber schließlich sei sein Zwillingsbruder zuständig für die Berechnung und Auszahlung der vatikanischen Gehälter. Und dabei spiele gelegentlich auch die Gesprächsfrequenz der geführten Telefonate einiger Angestellter oder Beamter eine Rolle. So könne er mal versuchen, was sich da machen ließe... Und im übrigen sei es kein Wunder, daß man Msgr. Ugulaccio kaum noch antreffen könne. Der sei jetzt damit beschäftigt, «Seelsorge» an den Konklave-Teilnehmern zu betreiben, im Klartext: der versuche jetzt auf Teufel komm raus eine Allianz für einen künftigen Papst zu schmieden, der die geplanten Reformen seines Vorgängers ganz und gar und für immer ad acta legen würde.

In den nächsten Tagen, da sich immer mehr ein drückend-brutheier Himmel über die Ewige Stadt legte und man ab 10 Uhr nur noch Hunde und Touristen aus aller Welt auf den römischen Straßen erblickte, liefen nach und nach die Ergebnisse der vom «Vice» angestoßenen Detailfahndung ein.

Als erstes gab es Interessantes von der «Biologischen Forschungsanstalt der Provinz Latium». Diese wies darauf hin, daß ab Mitte Juni in Latium die blaue Eselsdistel (*Onopordon*) zu blhen beginnt, und zwar in nennenswerter Anzahl erst ab einer Höhe von mindestens 800 Metern über Seehöhe. Der Blütenstaub dieser Distel, die auch im Gebiet von Guadagnolo sehr verbreitet ist, ließe sich in dieser Zeit im Erdboden und Straßenstaub ohne weiteres nachweisen.

Auf diese Nachricht hin analysierte man das Auto der Familie Zanna in Latina. Und siehe da: Sowohl im Luftfilter wie an den Felgen fand man reichliche Mengen vom Blütenstaub dieser blauen Distel. Das bedeutete, daß der Fiat in letzter Zeit in Guadagnolo gewesen sein mußte, falls die Zannas nicht andere Destinationen, die über 800 Metern lagen, glaubhaft angeben konnten. Da Fernando, der hier die Ermittlungen durchführte, dem einzigen in Frage kommenden Fahrer, Giacomo, einem jüngeren Bruder von Ali «Malvageta», natürlich nicht die Hhenkondition für das Vorkommen der blauen Distel mitteilte, konnte er dessen erste Angaben über die Autofahrten der letzten Tage als falsch bzw. als unvollständig entlarven.

Nach langem Hin und Her gab Giacomo Zanna schließlich folgendes zu: Als in den frühen Morgenstunden des 4. Juli ihr Bruder Ali per Telefonino mitteilte, daß man das Wochenendhaus in Sermoneta für ihn bereithalten solle, äußerte er gleichzeitig ein gewisses Unbehagen, ja Mi-

trauen über seinen Transport im Kofferraum von Toyamas Wagen. Irgendwie ahnte er schon Schlimmes. Er bat deshalb Pepe, den ältesten der Zanna-Brüder, den Touareg des japanischen Geschäftsführers zu verfolgen.

«Aber wie sollte das denn möglich sein?» hatte Fernando gefragt. «Wie konntet ihr wissen, wohin Ali gebracht würde? Das konnte der ja nicht einmal selber wissen, wo er doch im Kofferraum eingeschlossen war.»

Und zur großen Überraschung sei als Antwort gekommen: «Pepe ist technischer Mitarbeiter bei Itacom, dem größten italienischen Netzbetreiber, und hat als solcher die Möglichkeit, jederzeit bei der Zentrale abzurufen, aus welchem Sektor jeweils ein Handy-Gespräch abgegangen ist bzw. wo ein eingeschaltetes Handy steckt.»

Die zweite Positionsbestimmung des Telefoninos von Ali aus dem Kofferraum kam aus dem Sektor Tivoli, und damit war klar, daß Ali «Malvageta» von Toyama gerade nicht nach Sermoneta gebracht wurde. Pepe setzte sich darum sofort in den Wagen und fuhr nach Tivoli. Unterwegs erhielt er die dritte Position aus dem Sektor Capranica Prenestina. Weil von dort aus zwei Straßen weitergehen, nach S. Vito bzw. Guadagnolo, entschied sich Pepe, da keine weitere Angabe über die Positionierung des Telefons mehr einlangte, für letztere Richtung, weil die Straße hier in eine ziemlich einsame Gegend führt. Dort entdeckte er dann den Doppelmord.

Wie Giacomo dann weiter Fernando gegenüber aussagte, drehte Pepe durch. Da er selbst auch Mitglied der «Beni-es-saida» war, befürchtete er, sowohl in das Pappstättentat wie auch in die übrigen Morde verwickelt zu werden. Noch am gleichen Morgen nahm er deshalb mit falschem Paß und unter dem falschen Namen Mahmoud

Tarka einen Linienflug nach Malta und von dort weiter nach Libyen.

Mehr wußte Giacomo Zanna nicht oder wollte es nicht sagen. Jedenfalls hatte eine Überprüfung der Passagierliste der Malta Air ergeben, daß tatsächlich ein gewisser Mahmoud Tarka zum angegebenen Zeitpunkt nach Malta und von dort nach Libyen geflogen war.

Sollte Pepe Zanna vielleicht selbst den Toyama ermordet haben oder gar der große Terroristen-Chef sein, der das Papstattentat geplant und durchgeführt hatte?, dachte Bustamante bei sich, als er dieses Fahndungsergebnis gemeldet bekam. Dann wäre man erst recht wieder in der Sackgasse. Denn an eine Kooperation mit Libyen war nicht zu denken. Und sichere Beweise für eine Schuld von Pepe Zanna hatte man ja auch nicht. Es war ja nicht auszuschließen, daß die Aussagen des Bruders den Tatsachen entsprachen. Wer hatte dann Toyama ermordet?

Nur spärliche Nachrichten gab es auch von den Geheimdiensten. Zwar wurde bestätigt, daß Pepe Zanna (nicht aber sein Bruder Giacomo) vermutlich zum Kreis der «Beni-es-saida» gehörte. Aber über dessen Führungsrolle war nichts bekannt. Ebenso wenig wußte man bislang über seinen genauen Aufenthaltsort. Geheimdienste vermuteten, daß die «Beni-es-saida»-Leute im Grenzgebiet von Libyen und Niger operierten, eine für weitere Fahndungen ganz und gar unzugängliche und dazu noch stark vermintete Gegend.

Auch die «Quadratmillimeterarbeit» am Auto Toyamas, in seiner Wohnung und an den beiden Waffen blieb ohne weiterführende Ergebnisse. Das Gleiche galt für die Überprüfung der Telefongespräche Msgr. Ugulaccios, deren Liste ihm unter strengster Diskretion von Msgr. Rinaldo übermittelt worden war. Sollte Ugulaccio mit Toyama Kon-

takt aufgenommen haben, war dies via Handy geschehen und zwar mit einem nichtregistrierten und deshalb auch nicht überprüfbareren Telefonkarten-Handy, wie die entsprechenden Nachforschungen ergaben.

Sackgassen über Sackgassen! Kein Wunder, daß Meister Jakob die schlechte Laune seines Herrn erahnte und deshalb fast nur noch «Mannagias» von sich gab.

Am Donnerstag gelang es dem Questore endlich, Msgr. Ugulaccio am Telefon zu erreichen und für den Freitagnachmittag ein Gespräch zu vereinbaren. Gerade rechtzeitig für dieses Gespräch konnte Marco am Freitagmorgen noch weiteres Material liefern: Es war ihm gelungen, in Finocchio, während Msgr. Ugulaccio joggte, dem Papierfilter seines Wagens eine Staubprobe zu entnehmen. Zu mehr hatte es nicht gelangt, weil der Monsignore dieses Mal nur für eine extrem kurze Zeit seinen sportlichen Übungen nachging und das Auto während der hl. Messe im verschlossenen Hof des Schwesternkonvents abgestellt war. Marco war sich nicht einmal sicher, ob Ugulaccio nicht am Ende des Joggens die untersuchenden Polizeibeamten sogar kurz erspäht hatte, als diese gerade die Motorhaube wieder schlossen und sich dann sofort in die Büsche schlüngen. Die noch am Morgen an das Untersuchungslabor überstellte Staubprobe zeigte eine große Ansammlung von Blütenstaub des blauen Onopordon. Also gab es eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Monsignore – wann auch immer – in Guadagnolo gewesen war. Ob das weiterführen würde?

5 Als Bustamante am Nachmittag bei Msgr. Ugulaccio eintraf, machte dieser einen abgespannten Eindruck. Das Konklave stand vor der Tür, und vermutlich hatte «Hochwürden» alle Hände voll damit zu tun, seine «Fraktion» auf Vordermann zu bringen. Nach einer kurzen, korrekten Begrüßung machte er auch gleich die Bemerkung, daß er leider nur wenig Zeit zur Verfügung habe. Entsprechend entfiel auch das schon gewohnte Angebot eines Begrüßungstrunks aus.

Bustamante kam gleich zur Sache: «Waren Sie in letzter Zeit mal am Tatort in Guadagnolo?»

«Ja, sogleich am Tag nach dem Doppelmord. Ich wollte mir einmal den ‹genius loci› näher anschauen. Warum fragen Sie?»

Ohne darauf zu antworten, rückte der Questore gleich mit der Information heraus: «Tobias Winckler hat ein Geständnis abgelegt. Ich habe Ihnen eine Kopie des Protokolls für Ihre Akten mitgebracht.»

«Also doch!» bemerkte Ugulaccio ein wenig überrascht, aber ohne sonderliches Pathos.

Bustamante überreichte ihm das Schriftstück in einer Klarsichthülle. Der Monsignore nahm es heraus, um einen Blick darauf zu werfen.

«Ach», bemerkte Bu-Bu mit ausdrucksloser Stimme, «könnte ich gerade mal die Hülle zurückhaben; Sie werden ja eh das Protokoll abheften.»

Ugulaccio durchschaute das Ganze sofort: «Sagen Sie es doch offen, wenn Sie von mir Fingerabdrücke haben wollen. Ich mag solche miesen Tricks nicht!»

Der Questore mußte sich insgeheim eingestehen, daß er den Monsignore unterschätzt hatte. Und dabei war die Klarsichthülle doch so schön mit einer ganz, ganz feinen,

nicht merklichen Fettschicht präpariert worden. Der Monsignore gab sie ihm dennoch und sagte dabei unwirsch: «Im übrigen mag ich es auch nicht sehr, wenn man, ohne zu fragen, an meinem Auto herumlaboriert. Wenn Sie etwas wollen, sagen Sie es mir direkt!»

Bustamante sah ein, daß er die Taktik ändern mußte.

«O.K.! Hochwürden, Sie wissen, daß wir im Vatikan nicht recherchieren können. Weil es nun aber mal bestimmte Verdachtsmomente gegen Sie gibt ...»

«Trotz des Geständnisses von Winckler?»

«Ja, trotz des Geständnisses! Ich fühlte mich und fühle mich noch verpflichtet, diesen Momenten nachzugehen. Ich will Ihnen in aller Offenheit einmal die Liste der «merkwürdigen» Fakten vorlegen:

– Sie hatten und haben ein Motiv, den Papst – von mir aus im Namen einer höheren Gerechtigkeit – umzubringen.

– Sie wußten vom terroristischen Hintergrund Toyamas und hatten vielleicht mit ihm Kontakt.

– Sie haben das Gespräch mit dem Papst, worin dieser sich zu seiner Vaterschaft bekannt habe, schlicht und ergreifend erfunden.

– Sie kannten als einer der ganz wenigen die deutsche Anschrift von Winckler, an den sich dann die japanischen Fernsehleute wandten.

– Sie verfügten über eine sonderbare Eintrittskarte in die Vatikanischen Museen, die wir dann in der Freiburger Wohnung von Winckler gefunden haben und die Sie leicht über «Malvageta» oder einen anderen Komplizen dorthin gelangen lassen konnten, um Winckler zu belasten.

– Am Morgen des Doppelmordes an «Malvageta» und Toyama waren Sie früh unterwegs und hatten die Gele-

genheit, Toyama als letzten Mitwisser für immer zu entfernen.

– An Ihrem Auto sind Spuren, die auf Ihre Anwesenheit am Tatort in Guadagnolo verweisen, was Sie selbst ja auch nicht abgestritten haben.»

«Das ist alles?»

«Ja, das ist alles!»

«Aber Sie wissen doch selbst, daß kein einziges dieser Fakten ein Argument für meine Täterschaft darstellt und daß Punkt für Punkt alles eine Erklärung findet ohne Ihren absonderlichen Verdacht.»

«Sie haben recht! Wenn Sie wirklich der Täter sind, haben Sie bisher keinen einzigen Fehler gemacht. Respekt! Aber erstens könnten wir vielleicht doch noch auf etwas stoßen, was Sie übersehen haben. Und zweitens möchte ich Ihnen in aller Kürze einen Gedankengang vorlegen, dem Sie vielleicht einmal in Ruhe nachgehen könnten.

Angenommen der Fall – also in Ihrem Sinn: ganz abstrakt genommen –, Sie wären der Täter, weil Sie sich dazu von einer höheren Instanz beauftragt fühlten, was <bringt> es Ihnen, wenn dies keiner weiß? Im Altertum hat – wie Sie sicher wissen – Herostratos den Tempel der Artemis in Ephesus angezündet, um in die Geschichte einzugehen. Und er hat es geschafft! Er ist für immer in die Geschichte eingegangen. Dagegen wird von Ihnen ohne Ihr Geständnis keiner mehr reden!»

«Also, Sie wollen es jetzt auf die Psychotour versuchen!» warf der Monsignore eisig ein. «Offen gestanden langweilt mich das!»

«Halten Sie bitte noch einige Minuten aus! Ich lese zur Zeit ein interessantes Buch über das <Alltagsleben in mittelalterlichen Klöstern>. Da kann man nachlesen, daß in min-

destens 10 bis 15 Prozent der Konvente irgendwann einmal der Abt von einem Mönch umgebracht, meist vergiftet wurde. Denn einige dieser Äbte waren unerträglich autoritär, viele waren senil oder so von Altersdemenz gezeichnet, daß die Klostersgemeinschaft an ihnen buchstäblich kaputt ging. Deshalb hat sich dann eben einer bereit erklärt, den Abbas beiseite zu schaffen. Er hat für die Untat dann oft 20 bis 30 Jahre lang strenge Buße getan. Aber die Kommunität war befreit! Einer hat sich also wirklich geopfert für die andern. Das imponiert mir! Angenommen der Fall – also ganz abstrakt! –, Sie wären der Täter: Imponieren würde mir, wenn Sie öffentlich dazu stehen. Und im übrigen: Was kann Ihnen denn schon Schlimmes passieren? Sie würden vom Vatikan nie und nimmer an die italienische Justiz ausgeliefert, sondern bekämen von einem vatikanischen Gerichtshof ein gehöriges Quantum Buße auferlegt. Sagen wir 20 Jahre Klosterhaft in einem Kartäuser- oder Trappistenkloster. Daran stirbt man nicht. Sie hätten viel Zeit zum Lesen, zum Entspannen, vielleicht – ich weiß nicht, wie das bei Priestern Ihres Schlages ist – auch zum Beten, und – der Questore konnte sich das Folgende einfach nicht verkneifen – wenn der Konvent Nachwuchs hat, treffen Sie da auch ein paar attraktive junge Männer an, mit denen Sie sich – wer weiß? – einlassen können. Und vielleicht werden Sie schon nach einigen Jahren amnestiert. Was also kann Ihnen schon passieren? In jedem Fall aber werden Sie für immer in die Geschichte eingehen als der Mann, der die Kirche oder – wie Sie sagen – die Substanz der Kirche von einem destruktiven Papst befreit hat. Ist das denn keine verlockende Perspektive?»

Ein langes Schweigen setzte ein. Bu-Bu hatte mindestens den Eindruck, daß seine Worte nicht einfach durch ein Ohr

hinein- und durch das andere hinausgegangen waren. Es war eine gewisse Nachdenklichkeit in den Zügen des Monsignore.

Bustamante setzte noch eins drauf: «Ich habe gehört, Sie suchen und suchten im Papst den Vater und fanden ihn beim jetzt ermordeten Papst nicht. Stellen Sie sich einmal vor, daß in den nächsten Tagen im Konklave ein Papst gewählt wird, der gleichfalls keinen Vater in Ihrem Sinn darstellt. Was ist dann eigentlich?»

«Wissen Sie, ich wiederhole mich ungern, aber Ihre Psychotour verfängt bei mir nicht. Im übrigen bin ich sicher, daß übermorgen im Konklave der Geist Gottes wirksam sein wird. Doch entschuldigen Sie mich jetzt bitte!»

«Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Aufmerksamkeit. Und falls Sie doch auf meine Überlegungen zurückkommen möchten – meine Telefonnummer kennen Sie ja!»

Oh je, oh je! dachte Bu-Bu bei sich, als er sich auf den langen Gängen des Palazzos zum Ausgang begab. Die Sackgasse nimmt kein Ende. Da ist ein möglicher Täter, der ein Geständnis abgelegt hat, das ich ihm aber nicht recht glaube; da ist ein zweiter, der in Libyen nicht erreichbar ist; und da ist ein dritter, auf den man nicht zugreifen kann, weil der Vatikan ihn für weitere Recherchen sicher nicht freigibt und ihn im Falle eines Falles gewiß nicht ausliefert. Und bei allen drei fehlen die schlüssigen Argumente. Was soll die ganze weitere Arbeit noch? Selbstkritisch bemerkte er, wie er – für einen Pykniker wie ihn nicht selten – immer mehr in eine depressive Stimmung geriet.

Mit der Taxe zu Hause angelangt, kramte er noch ein wenig herum, aß ein paar Kleinigkeiten und ging früh zu Bett, das er erst am folgenden Samstagmorgen gegen 10.00

Uhr wieder verließ, gut ausgeschlafen und mit einer tagesbestimmenden Perspektive: Heute Abend wollte er mit denjenigen seiner Mitarbeiter, die anfangs der Woche nicht zum Essen eingeladen waren, mal wieder ordentlich zulang. Alle sagten auch begeistert zu bis auf Fernando, dem es gesundheitlich nicht gut ging und der lieber zu Hause einen «Derrick» anschauen wollte, einen jener ursprünglich deutschen, dann auch italienisch synchronisierten verworrenen Krimis, wo der Kommissar immerfort so tiefgründig-dumm schaute und die Bu-Bu daher nicht mochte.



DAS KONKLAVE UND DIE FOLGEN

1 Diesmal traf man sich «Da Marsilio», einem für seine exquisiten Antipasti bekannten, stinkvornehmen Lokal in der Nähe der Via Veneto. Angelo, den der Questore bekanntlich auf seine kulinarischen Fähigkeiten hin überprüfen wollte, zeigte, daß er sich wirklich bestens auskannte, als er sich sogleich zur Vorspeise «Banana à la Frate Massimo» bestellte: eine in Butter angebratene, mit Honig und pepe verde in grani überzogene Banane an Gorgonzola- und Roquefortsauce, ein exotisches Gericht, das auch Bu-Bu für «interessant» befand. Luccio und Marco bevorzugten Traditionelleres, während die Grundeinstellung von Steve eher der von Rosalinda nahe kam: Hauptsache Sattwerden!

Bustamante lag die ins Stocken geratene Ermittlung so sehr auf der Seele, daß er trotz des vorzüglichen Essens (es folgten «Pasta a la cinghiale» [Wildschwein-Pasta] und «Coniglio ubriaco» [gebratenes Kaninchen mit Crème Fraîche und wenigstens einem Viertelliter Cognac versehen]) den Ärger vom Halse reden mußte.

In keiner Richtung hatte man mehr Boden unter den Füßen. Gegen das Geständnis von Winckler sprach unter anderem das Faktum, daß er an der vatikanischen Ufficio Stampa unter seinem wirklichen Namen aufgetaucht war, während alle anderen Beteiligten sich mit falschen Pässen

ausgewiesen hatten. Natürlich konnte das den Grund haben, mit Verweis auf den «Attentäter der Sala Leonina» das Mitbringen des «Ophthalmographen» zu rechtfertigen. Andererseits konnte dahinter auch die Absicht stehen, den Deutschen schnell als Schuldigen auffinden zu lassen. Aber das war auch das einzige Indiz, welches gegen sein Geständnis sprach, und natürlich das «Gespür» des Vicequestore.

Pepe Zanna kam als Mörder von Toyama und damit auch als Drahtzieher des Papstattentats in Frage, aber ihm war nicht beizukommen. Erst recht gab es für den Monsignore Ugulaccio ein Haufen Indizien, aber keine überzeugenden Argumente. Die äußerst sorgfältigen Detailuntersuchungen hatten zu nichts Wesentlichem geführt. Wo also sollte man überhaupt weitermachen?

Steve schlug vor, sich über verschiedene arabische Geheimdienste doch noch an Pepe Zanna heranzumachen. Gut, er sollte es versuchen! Aber wie konnte man mit Ugulaccio verfahren, falls man bei ihm nicht doch auf einer völlig falschen Fährte war? Und der junge Deutsche? Natürlich könnte man ihn nochmals unter Druck setzen. Aber Geständnis hin – Geständnis her: Wenn sich keine neuen Sachverhalte ergaben, würde selbst bei einem Widerruf des Geständnisses eine Verurteilung kaum aufzuhalten sein, so gravierend waren einerseits die Indizien und war andererseits der Druck auf die italienische Justiz, endlich den Attentäter zu präsentieren.

«Meine einzige Hoffnung ist das Ergebnis des Konklave», seufzte Bu-Bu. «Vielleicht tut sich bei den beiden <Papst-Söhnen> etwas, wenn da ein neuer <Super-Vater> auftaucht! Jedenfalls habe ich dem Ugulaccio eine Zeitbombe ins Gehirn gelegt.»

Mit diesem Ausdruck der Hoffnung schloß er das uner-

freuliche Thema ab und widmete sich lieber dem ganz und gar erfreulichen Dessert: Rieslingeis mit Grappa Moscato an Himbeermark und geistigen Schokoladencroutons. Und mit der gleichen Hoffnung sank er schließlich in sein vom Morgen her noch ungemachtes Bett.

Am folgenden Sonntag war die feierliche Eröffnung des Konklave, die den «Vice» aber nicht interessierte, weshalb er die Gelegenheit nutzte, von Campo dell'Osso (bei Subiaco) zum Monte Autore und von dort nach Vallepietra zu wandern. Selbst das uralte Heiligtum «Santissima Trinità» am Fuß des Autore war menschenleer. Wer an kirchlichen Dingen interessiert war, hatte sich nach Rom zum Petersplatz begeben, um dort den «Aufmarsch der Gladiatoren», sprich: die Prozession der Kardinäle ins Konklave zu bewundern und dann, wie gebannt, auf den kleinen Schornstein zu blicken, wann denn endlich weißer Rauch als Zeichen einer gelungenen Papstwahl aufsteigen würde. Völlig sinnlos! Denn in dieser schwierigen kirchlichen Situation würde der Wahlvorgang sicher noch nicht gleich in den ersten Tagen seinen Abschluß finden.

Während der Wanderung ging Bu-Bu nochmals den Stand der Dinge und die ab morgen anstehende Arbeit durch. Viele Perspektiven gab es da nicht. Außer einigen, kaum Erfolg versprechenden Routinearbeiten (z.B. Vergleich der nun erlangten Fingerabdrücke Ugulaccios mit bisher unbekanntem Abdrücken am Wagen und in der Wohnung Toyamas; weitere Überprüfung der Familie Zanna, vor allem der Vorgeschichte von Ali und Pepe; Informationsbeschaffung über die Entstehung der «Beni-saida») bewegte man sich auf der Stelle bzw. wartete man auf das «Wunder», den «großen Unbekannten» bzw. den alles wendenden «Zufall».

Da der Questore aber auf jeden Fall gegenüber dem Justizministerium den Eindruck vermeiden wollte, man wisse nicht so recht weiter, überlegte er «beschäftigungstherapeutische» Maßnahmen für seine Beamten in den folgenden Tagen. Da kam ihm gerade der Gedanke recht, man könne ja mal Angelo und Luccio Rossi nach Deutschland schicken, damit diese auf professionellere Weise und deshalb mit größerem Erfolg als Tobias Winckler selbst dessen wahre Herkunft, sprich: dessen wirklichen Vater herausbrächten, nachdem nun klar war, daß es der ermordete Papst nicht war. Da könnte man ja dem armen Tobias, den er – warum, wußte er eigentlich nicht recht – irgendwie in sein Herz geschlossen hatte, noch vielleicht eine Freude machen.

Mit dieser, wie er fand, guten Idee speiste er vorzüglich in dem von ihm unter allen anderen am meisten geliebten Landgasthof Latiums, «Da Romano» in Vallepietra.

Am Dienstag hatte das Justizministerium nochmals zu einer Pressekonferenz eingeladen, um über den Stand der Ermittlungen bezüglich des Papsttattentats zu berichten. Diesmal war – wie vom Questore bereits vorausgesagt – nur eine Handvoll Journalisten anwesend. Das Konklave zog nun alle Aufmerksamkeit auf sich.

Aber es «zog» auch sich selbst, nämlich: in die Länge, und damit verringerte sich auch die Aufmerksamkeit der Medien. Eine ganze Woche war schon vergangen. Und es war einfach langweilig, immer nur schwarzen Rauch zu sehen (von den verbrannten Wahlzetteln der bisher keine Mehrheit ergebenden Wahlgänge).

Kein Wunder, daß Bustamante am Freitag zum Justizminister zitiert wurde und hier die strikte Order erhielt, zu Anfang der nächsten Woche in die nachrichtenarme Zeit

hinein das Geständnis Wincklers bekanntzugeben und damit auch das Ende der Ermittlungen.

Der Questore erhob Einspruch, er verwies auf die frühere Entscheidung, bis zum Ende des Konklave zu warten; er protestierte, drohte mit Rücktritt und spann sich immer tiefer in ein Lügennetz hinein über gerade jetzt eintreffende neue Erkenntnisse, die der Sache eine völlig überraschende Wendung geben würden. Man müsse nur noch ein wenig Geduld haben. Oh Gott, oh Gott!, dachte Bustamante, hoffentlich geht das gut. Was ist, wenn ich auch in ein bis zwei Wochen noch mit leeren Händen dastehe?

Im Endeffekt wurde dann tatsächlich nochmals die ursprüngliche Entscheidung bestätigt, bis zur Inthronisation des neuen Papstes zu warten.

Aber die zog sich hin.

2 Je länger das Konklave dauerte, umso mehr brodelte es in der Gerüchteküche. Man sprach von erregten Diskussionen der Kardinäle, die sich bis zu veritablen Tötlichkeiten auswuchsen (ganz wie schon auf den alten Konzilien gehabt). Der von vielen wegen seiner freundlichen Art, theologischen Kompetenz sowie pastoralen Haltung als zuhöchst Papabile eingeschätzte Erzbischof von Accueda (Peru) verscherzte sich – so hörte man – knapp die erforderliche Stimmenmehrheit, weil er darauf bestand, die von Johannes XXIV. beabsichtigten Reformen größtenteils durchzuführen. Eine Alternative war aber nicht in Sicht, weil bei den folgenden Wahlgängen alle anderen Kandidaten noch viel weniger Stimmen erhielten.

Kurz: das Konklave war gespalten zwischen den Reformern und einer Sperrminorität von Reformgegnern. Nach zehn Tagen – so war zu vernehmen – verlegte sich diese Sperrminorität auf Verhandlungen. Der Kardinal von Accueda sollte als «Wahlkapitulation» wenigstens erklären, daß er bei seinen Reformen die Zentralverwaltung der Kirche keinesfalls schwächen oder gar aufgeben werde. Diese Idee war aus Sicht der Minorität recht klug. Denn damit konnte man alle anderen Reformziele von seiten der zentralistischen römischen Kurie schon im Keime ersticken oder wenigstens neutralisieren, so wie dies bereits bei einer ganzen Reihe anderer Konzilien der Fall gewesen war.

Natürlich wurde diese Taktik von der Mehrheit und ihrem Kandidaten durchschaut. So kam es zu immer neuen Verhandlungen, in denen der Kardinal von Accueda – wie die in kirchlichen Kreisen üblichen Indiskretionen besagten – nur die Zusage machte: Er werde die Reformabsichten des ermordeten Papstes «überdenken» und «abfedern», d. h. sie auf einen größeren Zeitraum verteilt durchführen und sie mit einer längeren, spirituellen Vorbereitung begleiten.

Diese «Kapitulation» bewegte einige Mitglieder der Minorität schließlich doch noch dazu, nach einem zweiwöchigen, unendlich mühsamen Konklave dem Erzbischof von Accueda ihre Stimme zu geben.

Weißer Rauch! Jubel über Jubel! Zugleich geballte Spannung, als der Kardinal-Protodiakon den Namen des Gewählten verkündete. Gewaltiger Beifall kam auf, da die meisten den Kardinal von Accueda von den Medien her kannten und ihn sympathisch fanden. Eine gespannte Erwartung richtete sich auch auf den neuen Papstnamen, da dieser immer einen gewissen programmatischen Charakter

hat. Als der Protodiakon ihn verkündete, schlug er wie eine Bombe ein: Der neue Papst nannte sich Petrus II.

Um Gottes willen! Das sollte doch nach der Prophezeiung des Malachias der letzte Papst, der Papst vor dem Weltende sein!

Doch der neue Papst griff die Bestürzung vieler Menschen in gelassener Weise auf.

«Nein, nein! Kein Aberglaube an obskure Weissagungen! Für die Kirche ist immer Endzeit», so führte er aus. «Das Ende steht immer vor der Tür! Wahrhaft den Glauben leben, kann man nur ‹angesichts des Endes›!»! Und im übrigen habe er deshalb den Namen Petrus gewählt, weil dieser gemäß Johannes 21, 18 dafür stehe, daß man von Gott ‹geführt wird, wohin man selbst nicht will›, nämlich in die radikale Zeugenschaft vor der Welt, in die Ohnmacht, ans Kreuz...

Zustimmung! Jubel! Ob alle wußten, zu was sie da ihre Zustimmung gaben?

Der Questore sah sich das Spektakel am Fernsehen an. Er mußte sich, ob er wollte oder nicht, eine gewisse ‹Ergriffenheit› zugestehen. Diese wurde nur überspielt vom Gedanken: ‹Was wird jetzt der ‹arme› Ugulaccio machen? Jetzt hat er wieder keinen ‹Vater› oder halt einen ‹blinden Vater›, wie schon der biblische Tobias.›

Bu-Bu erhob sich von seinem schon erheblich abgesehenen Fauteuil, um das Fernsehen auszuschalten. Fast gleichzeitig läutete das Telefon. Es meldete sich Msgr. Ugulaccio. ‹Na also!› entfuhr es dem Vicequestore. Er war in keiner Weise überrascht; irgendwie hatte er damit gerechnet, daß der Monsignore, auf Grund seiner ‹Psychotour› (wie er das genannt hatte) sowie nach diesem Ergebnis des Konklave ‹weich geklopft›, nun auspacken würde. Aber

Ugulaccio sagte in distanzierendem Tonfall nur: «Wir sollten uns unbedingt treffen, aber bitte nicht hier im Vatikan. Ich will nicht, dass jemand davon erfährt. Und auch Sie sollten niemandem davon Mitteilung machen.»

«Wo und wann könnte das sein?»

«Am liebsten an einem ruhigen Ort. Sagen wir: morgen, um 13 Uhr, im Komplex des Palatin. Da ist um diese Zeit kaum ein Besucher. Und in einer der vielen Ruinen werden wir schon einen schattigen Platz finden, wo wir reden können. Als Treffpunkt schlage ich die «Roma Quadrata» vor, am Schild mit der Aufschrift «Fondi di Capanne di età Romoleo.»

Bu-Bu hatte seine Antwort gerade mit einem kurzen zustimmenden Gurren begonnen, als der Monsignore hastig einwarf: «Bis morgen also!» und auflegte.

Der Vicequestore überlegte: Warum diese Geheimnistuerei? Sollte das ein Trick sein? Führte er irgend etwas im Schilde? Vorsichtshalber rief er sofort Luccio an, um ihn trotz des gegenteiligen Wunsches des Monsignore zu informieren. Doch Luccio war nicht zu Hause; so konnte er nur auf dessen Anrufbeantworter sprechen.

Am nächsten Mittag war Bustamante, wie immer überpünktlich, am vereinbarten Ort, dem Palatin, zur Stelle. Offenbar war er, sah man von den unzähligen Katzen ab, das einzige Lebewesen hier. Seitdem man für den Eintritt auf den Palatin gesalzene Preise zu entrichten hatte, war der Besucherstrom massiv zurückgegangen; die meisten begnügten sich jetzt mit einem Blick vom kostenlos zu besichtigenden *Forum Romanum* aus. Er nutzte die verbleibende Zeit, um wenigstens oberflächlich die nahe gelegenen Ruinen und restaurierten Bauten zu überprüfen. Aber es fiel ihm nichts Verdächtiges ins Auge.

Wo blieb nur der Monsignore? Ungeduldig ging der

Questore mehrmals um die sogenannte *Roma Quadrata* herum. Und trotz aller Ungeduld und Nervosität kam ihm wie fast bei jedem Besuch dieses Ortes spontan der Gedanke: Hier also wurde der Überlieferung nach Rom gegründet, hier war die Wiege des Abendlandes; hier fing die Geschichte der westlichen Kultur an; hier war ein Knotenpunkt der Menschheitsgeschichte. So etwas wie ein «Schauer des Ortes» überkam ihn ...

Von einigen Kirchtürmen her schlug es 1 Uhr. Und haar-genau beim ersten und einzigen Schlag näherte sich Ugulaccio, diesmal nicht im Talar, sondern im eleganten hellgrauen «clergyman»; jedoch war das Kollar – von manchen boshaft «Tippex» genannt – wohl wegen der schweißtreibenden Mittagshitze geöffnet, so daß es unordentlich am Hemd herumflatterte. Auch sein Blick kam Bustamante flatterhaft vor, jedenfalls nervöser als sonst. Doch davon abgesehen war der Monsignore wie immer beherrscht, distanziert, kalt.

«Ich habe Sie an diese Stelle gebeten, vor allem weil es hier ruhig ist und niemand uns beobachtet, aber auch – auch! – weil hier ein passender Ansatz für das ist, was ich Ihnen sagen möchte. Sehen Sie: Der Beginn des Abendlandes ist genau hier. Der Beginn heißt Rom, und Rom wurde lateinisch nur «urbs» genannt: «die» Stadt, die Stadt schlechthin ...» Pause.

Bustamante war überrascht: Da war er ja in *einem* Punkt mit diesem Widerling einig. Auch der wurde hier offenbar vom «Atem» der Geschichte erfaßt.

Nachdem der Monsignore ihn zu einer schattigen Stelle geführt und man auf einer umgestürzten antiken Säule Platz genommen hatte, fuhr er fort: ««Die Stadt» – wissen Sie –, das ist eine Ursehnsucht des Menschen: Feste Hei-

mat haben, zu Hause sein, in gesicherten Verhältnissen leben, geordnet leben, was immer auch heißt, unter einer guten Autorität leben, unter dem Paterfamilias eines Clans, Stammes oder Volkes – darum geht es. Und diese Ursehnsucht erfüllt sich nach Gottes Willen in der Kirche, in der ‹Stadt Gottes›, im ‹neuen Rom›, in der ‹starken Stadt, wohl gebaut und fest gefügt›, wie es in Psalm 122 heißt. Und diese – ich wiederhole das Wort noch einmal – diese Ursehnsucht wurde vom letzten Papst und womöglich, was Gott verhüten möge, auch vom neuen buchstäblich kaputtgemacht. Die geplante Aufhebung des Vatikans, die Schwächung, ja Abschaffung der weltweiten Funktion der Kurie, welche alle destruktiven, zentrifugalen Tendenzen auf eine gemeinsame Mitte hin bewegt, die Destabilisierung von Ordnung und Autorität, mehr noch: der Verlust des ‹Herzens›, nämlich einer auch emotionalen Bindung an Rom und den hier residierenden Heiligen Vater – all das ist das Ende der ‹Gottesstadt›, Auflösung der kirchlichen ‹Substanz›. Verstehen Sie jetzt besser, warum ich Ihre damalige Frage nach der möglichen Legitimität eines Papst-Tyrannen-Mordes, natürlich vorbehaltlich bestimmter Bedingungen, positiv beantwortet habe?»

«Soll das ein Geständnis sein?» unterbrach der Questore.

«Nein, natürlich nicht! Dann müßten Sie mich sofort verhaften, und ich würde vor die Justiz des italienischen Staates kommen. Und das will ich nicht. Ich möchte jetzt nur, daß Sie das Problem besser verstehen!»

«Nein, ich verstehe es trotz allem nicht. Ihr Kirchenverständnis scheint mir ungeheuer einseitig zu sein. Die Kirche – so habe ich jedenfalls die christliche Lehre, der ich ja bekanntlich skeptisch und distanziert gegenüberstehe, verstanden –, die Kirche ist noch nicht einfach *die* Stadt Got-

tes, die endgültige Heimat, der Raum von Geborgenheit und Ordnung. Der eigentliche Ort des Christen ist weder die kuschelige Gemeinde noch das sichere Netzwerk einer in sich zentrierten Institution Weltkirche. Der wahre Ort des Christen ist die Welt, dort, wo der Wind einem kalt um die Nase weht. «Geht hinaus!» waren doch wohl die letzten Worte ihres Gründers und nicht: «Baut euch hier eine schöne Stadt!» Kirche ist für die Welt da, sie darf sich darum selbst nicht so wichtig nehmen, sich nicht selbst als Ziel nehmen. Schauen Sie» – und bei diesen Worten machte der Questore ein ausladende Handbewegung – «wie viele altchristliche Basiliken wir von hier aus sehen. Nehmen Sie nur da unten ganz nahe: *San Giorgio in Velabro* oder dort oben *Santa Sabina* und all die anderen hier. Als man die ersten kirchlichen Bauten errichtete, da knüpfte man nicht an die Architektur des heidnischen Tempels an, der sich als abgetrennter, «sakraler» Bereich verstand, sondern man orientierte sich an der «Basilika», das heißt an der öffentlichen Halle, die für Rechtsprechung, öffentliche Disputationen, weltliches Treiben, ja Marktgeschäfte da war. Der Christ steht also in der Welt, oder er ist kein Christ; die Kirche ist für die Welt da, oder sie ist nicht die Kirche. Eine in sich geschlossene, Geborgenheit spendende Gottesstadt – nein, das kann's nicht sein!»

Der Monsignore brummelte vor sich hin, um wenigstens so sein Mißfallen über das Gesagte kundzutun.

Bustamante legte nach: «Sie wollen kein Geständnis ablegen, sondern nur über «Probleme» sprechen. *Mein Problem* ist erstens, wie kann man noch wenigstens zwei weitere Menschen in den Tod mit hineinziehen, selbst wenn man, was ich übrigens nie billigen würde, einen «Tyrannenmord» am Papst für gerechtfertigt hält? Zweitens: Wie

kann man in Kauf nehmen, daß ein junger Mann, Tobias Winckler, unschuldig für diese Tat büßen muß?»

Die Antwort Ugulaccios kam wie aus der Pistole geschossen, offenbar fühlte er sich nicht zum ersten Mal damit konfrontiert: «Zum Ersten: Die ermordeten Männer waren alle Schwerverbrecher; es hat sie nur ihre verdiente Strafe erreicht. Zum Zweiten: Ich bitte Sie, morgen in mein Ufficio in den Vatikan zu kommen, um 10 Uhr. Dann wird dieses Problem gelöst!»

Ugulaccio erhob sich unvermittelt. Bustamante war verduzt. Das war's gewesen? Dazu war er hierher bestellt worden? Wozu eigentlich? Offensichtlich bemerkte der Monsignore seine Irritation und fügte mit einer auffallend weichen Stimme, wie sie Bustamante noch nie von ihm gehört hatte, hinzu: «Wissen Sie, irgendwie mag ich Sie. Ich hätte mir gewünscht, Sie würden mich wenigstens ansatzweise verstehen.» Er streckte dem Vicequestore die Hand entgegen; und dieser, etwas verstört und unsicher (was selten genug vorkam), reichte sie ihm seinerseits auch.

Am folgenden Tag, diesmal ganz pünktlich um 10 Uhr, klopfte Bustamante an die Tür des hochwürdigen Päpstlichen Protonotars Msgr. Tobia Ugulaccio. Eine Stimme rief «Avanti!», und beim Öffnen stand der Prälat «in voller Kriegsbemalung», d.h. im feierlichen violetten Talar vor ihm. In der Hand hielt er ein nur locker beschriebenes Blatt, das er dem Vicequestore wortlos überreichte:

«Hiermit gestehe ich meine Urheberchaft an der aus Gewissensgründen vollzogenen Papst-Exekution sowie an den weiteren, mir von Vicequestore Dr. Teofrasto Bustamante vorgeworfenen Handlungen. Mit dieser Aussage ist ausdrücklich kein Schuldeingeständnis verbunden.»

Msgr. Dr. Tobia Ugulaccio, Protonotario di Sua Santità

Ehe Bustamante auch nur ein Wort sagen konnte, bemerkte Ugulaccio in gewohnt kalter Manier: «Damit ist ja wohl die Freilassung des Tobias Winckler gewährleistet. Und da Sie weder das Recht haben, mich hier im Vatikan zu verhören, noch ich bereit bin, weitere Fragen zu beantworten, bitte ich Sie, mein Ufficio zu verlassen. Ich selbst werde mich umgehend dem Governatorato des Vatikanstaates zu Verfügung stellen.»

Diesmal reichte er dem Questore keine Hand, und dieser wußte auch nicht, ob er sie hätte ergreifen sollen. Man machte voreinander die Andeutung einer steifen Verbeugung und trennte sich wortlos. Ob er diesen Menschen jemals wiedersehen würde – vielleicht nach einigen Jahren kirchlicher Klosterhaft?, schoß es Bustamante durch den Kopf.

3 In der Audienz beim Staatspräsidenten im Beisein des Justiz- und des Innenministers erbat sich Bustamante die Befugnis, dem jungen Deutschen persönlich die Nachricht von seiner Freilassung zu überbringen. Schließlich hatte er ihm auch noch andere Mitteilungen zu machen. Denn mittlerweile waren Angelo und Luccio auf ihrer Suche nach dem wirklichen Vater von Winckler fündig geworden. Es war für sie nicht schwierig gewesen, herauszubekommen, daß ca. neun Monate vor dessen Geburt seine Mutter, Pia Winckler, einen Winterurlaub in Österreich, im Arlberggebiet gemacht hatte, und zwar in einem Hotel, in dem zur gleichen Zeit auch der Thronfolger eines kleineren europäischen Landes (das hier besser nicht mit Namen genannt wird) eine Suite hatte. Nachforschungen im Hotel und bei früheren Angestellten

ergaben, daß es zwischen ihm und der Mutter von Tobias Winckler eine leidenschaftliche «Liebe auf den ersten Blick» gegeben hatte. Luccio konnte sogar ein Exemplar einer damaligen Illustrierten auftreiben, worin ein Paparazzo – zwar ziemlich undeutlich, aber immerhin – ein Bild dieser romantischen Liebe geschossen hatte, ohne daß freilich der Name der Frau bekannt geworden wäre.

Die beiden Kommissare hatten dann um eine Audienz beim damaligen Thronfolger, der mittlerweile regierendes Staatsoberhaupt ist, ersucht. Dieser sei zunächst erschrocken, indigniert und abweisend gewesen, da die beiden Beamten ihn «auf diese alte Geschichte» hin ansprachen. Als er dann aber den Hintergrund der Nachforschungen erfuhr und den Eindruck gewann, daß keine Indiskretion zu befürchten war, sei er zunehmend gesprächiger geworden. Ja – so habe er ihnen gesagt –, es sei eine leidenschaftliche Liebe auf den ersten Blick gewesen, und dabei sei es auch – ungeplant und unüberlegt – zu einer Nacht «voller Seligkeit» gekommen.

Gerade dies habe aber auch ihre beiderseitige Beziehung belastet, weil Pia Winckler aus religiösen Gründen sexuelle Beziehungen vor der Ehe an sich grundsätzlich ablehnte und sich nach diesem Ereignis in einem seelischen Tief befand. Sie erlebte ganz tief die Erfahrung, sich selbst und Gott untreu geworden zu sein. Er selbst habe damals mit dem Gedanken gespielt, um der Beziehung zu Pia willen seine bereits mit einer anderen Frau, einer Adelligen, gefeierte Verlobung wieder aufzulösen. Er sei schon entschlossen gewesen, um eine neue, von der Verfassung seines Landes geforderte Erlaubnis des Familienrats und eines Parlamentsausschusses anzusuchen. Pia habe dies aber kategorisch abgelehnt, da sie sich den seelischen und phy-

sischen Belastungen, die da auf sie zugekommen wären, nicht gewachsen fühlte. Erst recht sei ein von ihm ins Spiel gebrachter Thronverzicht von ihr strikt abgelehnt worden.

All dies führte zur beiderseits äußerst schmerzlichen Einsicht, ihre Beziehung aufgeben zu müssen. Und eben dies mündete dann in jenes «heilige Versprechen» Pias, nicht mehr in sein Leben einzutreten.

Sie hielt sich auch an dieses Versprechen, als sie ihre Schwangerschaft entdeckte und ihr Kind aufzog. Es war jenes «heilige Versprechen», von dem sie später ihrem Sohn erzählte.

Durch die beiden Kommissare erfuhr der Regent zum ersten Mal von seinem außerehelichen Kind. Er sei darüber extrem verunsichert gewesen, da er nicht wußte, wie er mit diesem Faktum nun umzugehen habe. Auf der einen Seite führte er mit seiner Frau und seinen drei halbwüchsig-Kindern ein äußerst glückliches Familienleben. Niemand wußte etwas von seiner früheren Beziehung und erst recht nicht von einem weiteren Kind. Ein Offenlegen würde für alle einen riesigen Schock bedeuten. Auf der anderen Seite sah er natürlich auch ein, daß dieser Tobias ein gewisses Recht auf ihn hatte. Nach einigem Nachdenken trug er den Kommissaren auf, Tobias die Entscheidung zu überlassen, ob er es hinnähme, wenn sein Vater um seiner Familie willen in der Anonymität verbliebe, oder ob er Frau und Kindern die Existenz von Tobias eröffnen solle mit dem Risiko eines familiären Erdbebens.

Bustamante teilte Tobias Winckler in seiner ihm eigenen freundlich-vorsichtigen Weise mit, daß Ugulaccio ein volles Geständnis abgelegt habe und daß damit sein eigenes Geständnis gegenstandslos geworden sei. «Sie sind also ein freier Mann. Freuen Sie sich darüber!»

Schwieriger empfand der Questore es, dem jungen Deutschen in allgemeiner Form, d. h. ohne präzise Nennung der väterlichen Adelsfamilie, seine nunmehr bekannte Herkunft zu eröffnen. Aber Tobias nahm die Information relativ gelassen auf und fand es ausgesprochen fair, daß der Vater ihm die Entscheidung über ihr weiteres Verhältnis überlassen hatte.

«Nein, die Frage nach meiner Herkunft hat schon so viel Unheil angerichtet; ich möchte kein weiteres mehr dadurch anstiften, daß ich möglicherweise die Ursache für die Krise einer glücklichen Familie bin. Vielleicht ergibt sich später mal eine Gelegenheit für meinen Vater, die Initiative zu ergreifen. Man kann ihm ja vorsichtshalber meine Anschrift mitteilen.»

Bu-Bu fand die Entscheidung gut.

«Und was werden Sie jetzt tun?»

«Ich weiß es nicht! Wirklich nicht! Ich muß zunächst mal mit der neuen Situation fertig werden!»

«Gut! Ich mache Ihnen einen Vorschlag: In meiner allerdings ziemlich unordentlichen Wohnung ist viel Platz, und ich bin selten zu Hause. Mein Papagei, Meister Jakob, würde sich sicher freuen, mehr Gesellschaft zu haben. Und ich manchmal auch. Ich lade Sie also ein, bei mir zu bleiben, solange Sie wollen. Ich wiederhole: Solange Sie wollen. Ist das klar?»

Tobias sagte nichts. Also war es klar!

Und nicht einmal Meister Jakob schien etwas dagegen zu haben. Er konnte sich an diesem Abend nicht daran genug tun, immer wieder «va bene, va bene» zu krächzen.